3 1761 06146122 4

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

from

the estate of

JULIE LANDMANN

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Ein Novellenkranz

GOETHE

Wilhelm Meisters Wanderjahre / Ein Novellenkranz

Nach dem ursprünglichen Plan
herausgegeben
von
Eugen Wolff

1916

Literarische Anstalt Rütten & Loening
Frankfurt a. M.

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung,
vorbehalten. Copyright 1916 Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Druckleitung, Ornament, Einband von E. R. Weiß
Type: „Weiß-Fraktur"; das Ornament gesetzt
aus dem zur Type gehörenden Material

Spamersche Buchdruckerei
in Leipzig

Vorzugsausgabe in 25 handschriftlich numerierten
Exemplaren auf echt Bütten, in Leder gebunden
von Hübel & Denck, Leipzig

Einleitung

1. Ein Weg zu Goethe

Bewundert viel und viel geſcholten, entringt die Forſchung dem Geiſt Goethes Geheimnis auf Geheimnis; und ſie kennt als das Geſetz, wonach er angetreten, die Entwicklung. Nicht länger nahen wir ſeinem Werk mit der Erwartung, es fertig wie Athene aus dem Haupte des Zeus ſpringen und ſelbſtändig ſein eignes Leben führen zu ſehen: die Nabelſchnur, die es mit der ſchöpferiſchen Seele verbindet, bleibt undurchſchnitten und verknüpft ſein Schickſal organiſch mit allen weitern Lebensbetätigungen des Dichters: und friſche Nahrung, neues Blut ſaugt es aus jeder neuen Welt, der Goethes Entwicklung zutreibt.

Gilt uns der „Fauſt" noch im Sinne des Kunſthandwerkers als einheitliches, logiſch verknüpftes Werk? Weit entfernt, daß Goethes „Hauptgeſchäft" für uns an Ehrwürdigkeit und Verehrung verlöre, ſehen wir hier die Schichten von Goethes Entwicklung übereinander

lagern, zum Teil durcheinander wachsen. „Gefühl ist alles": das ist im wissenschaftlichen Forschen wie im christlichen Glauben der Faustischen Weisheit erster Schluß — die Genie-Periode sucht ein unmittelbares Verhältnis zur Natur durch intuitives Schauen und Einfühlen. Aus gar anderm Ton erklingt um die Jahrhundertwende die Osterbotschaft:

„Tätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden, ...
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!"

Wie nach der Italienischen Reise und stärker noch während der Französischen Revolution der Zug zur Tatkraft, der in Goethes Wesen eingeboren war und sich an Leibniz genährt hatte, über die triebartigen Elemente seines Wesens zur beherrschenden Weltanschauung emporwächst, wird nun auch Fausts Pakt und damit sein Lebenskampf auf Bewährung durch die Tat gegründet. — Einen weiteren Dualismus trägt Goethes Entwicklung in den Charakter des Mephisto, der zunächst als Diener des Erdgeistes, als Verkörperung der einseitig irdischen Mächte gedacht ist, seit Wiederaufnahme der Dichtung entschiedener in den bösen Geist, den Teufel schlechtweg, hinüberspielt. Auch stilistisch durchsetzen die spätern Arbeitsperioden die wesentlich realistische

Darstellung des Ur-Faust mit so ausgeprägt romantischen Szenen wie der Hexenküche und der Walpurgisnacht.

Nicht anders der Zweite Teil der Lebensdichtung. Im Entwurf blieb Euphorion das klassizistische Produkt aus Vermählung der deutschen Seele mit dem antiken Humanismus. Da „brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich ließ gern alles Übrige fahren": Euphorion schwebt aus dem künstlerischen Zeitalter in das politische, das nationale hinüber.

Als Zeuge zweier andersartiger Epochen steht sowohl der „Egmont" wie der „Tasso" da. Hat dort die Verzettlung der Arbeit augenscheinlich einen Wechsel des Stils herbeigeführt, wandelt hier die Stellung des Helden zu Antonio nach der Italienischen Reise entscheidend ihre Tendenz. Dieselbe große Epoche gibt selbst Dramolette wie „Des Künstlers Vergötterung", das 1774 im Geiste genialer Intuition begonnen war, eine Umschmelzung im Sinne der bewußten künstlerischen Arbeit, wie sie nun „Künstlers Apotheose" verficht. Indem sich gar aus dem Singspiel „Die Mystifizierten", zunächst noch in Versgewand, schließlich in Prosa, „Der Großkophta" entpuppt, kommt mit dem Operettenstil der überlegne Humor abhanden, der die Pein dieses Rohstoffes hätte überwinden können.

Selbst Goethes lyrische Gedichte haben ihre innerlichen Schicksale. Von Anbeginn verbindet sie ein organischer Zusammenhang: wie des Dichters Seele ihr einheitlicher Boden ist, treibt ihr Keim fort, über eine seelische Befruchtung hinaus, einer neuen entgegen. Nicht selten geht ein Gedicht in das andre über, oder die zeitliche Folge schlingt doch von Lied zu Lied das Band einer innern Entwicklung. So nähern sich die Sesenheimer Lieder in vollständigem, chronologisch geordnetem Zusammenschluß geradezu einer Novelle in Versen, welche die Geschichte dieser Liebe entwickelt: vom ersten Ahnen über Spiel und Scherz, Willkommen und Abschied bis zu Bruch und Reue und genialbewußter Selbstaufrichtung. Wie viel benimmt aber die Entfernung vom heimischen Erdreich gerade den duftigsten Blüten dieses Liederkranzes! Aus „Willkommen und Abschied" verblaßt die charakteristische Erscheinung des Stürmers und Drängers:

„Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut."

„Mit einem gemalten Band" sendet der Dichter vor der Öffentlichkeit kein ausdrückliches Eheversprechen mehr — wie einst:

„Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,

Laß das Leben unſrer Liebe
Doch kein Roſen-Leben ſein!"

Anderſeits muß ſich das köſtliche Bundeslied „In allen guten Stunden" erſt aus der Enge eines gelegentlichen Hochzeitscarmens zu einem allgemeingültigen Hymnus veredelter Geſelligkeit weiten.

Intimſte Aufſchlüſſe über das organiſche Geſetz des Goetheſchen Schaffens vermittelt die Geſchichte des Liedes: „An den Mond". Hier ſpricht in erſter Faſſung der Dichter, er ſpricht im Hinblick auf die Geliebte, als die Charlotte von Stein vorſchwebt. Der Mond breitet ſich lindernd über den Dichter „wie der Liebſten Auge"; ſie löſt rettend den Bann des Fluſſes, der ihn gefährlich lockt. Und auch ſie iſt ſelig zu preiſen, daß ſie fern der Welt „einen Mann am Buſen hält", deſſen geheimſte Seelenregungen ſie teilt. Zum Bewußtſein kommt dieſe Lebensgewähr in Liebe durch den Tod, den eine Freundin aus unglücklicher Liebe im Fluß geſucht. Zu dieſer Urgeſtalt von 1778 ſtellt die Endgeſtalt von 1789 weithin eine Umbiegung bis zum Gegenſatz dar. Die Lebensbeziehung rückt auf eine andre Grundlage, und herausfordernd wird dieſer einſtige Liebesdank eine Waffe in der Hand der Verlaſſenen. Auf Goethes Flucht nach Italien ſchreibt Charlotte von Stein das Lied „nach meiner Manier" um: und ihre Parodie erſetzt ſinngemäß

das Motiv der „Liebsten" durch den „Freund"; sie muß im fließenden Wasser nun das Symbol verrauschender Treue sehen, sie den Nachklang froh und trüber Zeit in die Einsamkeit tragen. So klingt der Gegengesang zu dem Schöpfer des Liedes zurück. Und er nimmt den Zwiespalt der Gefühle auf, um ihn zu versöhnen, um aus Resignation und köstlicher Erinnerung ein Band der Freundschaft zu weben. So wachsen in dem Lied schließlich drei Schichten eines Seelenprozesses durcheinander, ineinander. Aber „vor Tische las man's anders".

Vor allem hat unlängst die plötzliche Entdeckung von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" eine Ahnung von Goethes Schöpfungsweise tief in die Kreise der Kunstfreunde hinübergespielt. Daß Goethe bei Wiederaufnahme einer Arbeit ohne weiteres fortfährt, wo er sie liegen ließ, um sie getreu dem ersten Plan zu vollenden: dieses Vorurteil wird heute nicht mehr als selbstverständlich gelten!

Schon innerhalb der „Theatralischen Sendung" entwickelt sich der Meister-Roman nicht schlechtweg folgerecht in sich, sondern naturorganisch in der Seele des Dichters. Gerade das im Titel bezeichnete Thema, von Hause aus als positives Ziel gemeint, erfährt allmählich schielende Beleuchtung, und gleichzeitig rücken Mignon und der Harfner in den Vordergrund: eine neue Per-

ſpektive eröffnet ſich, der Lebensroman treibt — parallel der Wendung in der Dichterſeele — von der theatraliſchen zur italieniſchen Sendung hin. Noch fehlt jeder Schatten von den Geſtalten jenes Geheimbundes, der in der Umarbeitung Wilhelms Vorſehung ſpielt; noch fehlt im Auftreten des Harfners jedes Symptom von Wahnſinn oder einer ihm vorausgehenden Greuelſchuld. Und wie ſeine Geſchwiſterehe, entfällt jede Vorausſetzung für Mignons Degeneration, jede Möglichkeit für das ſpäter beliebte pathologiſche Ende, das den geſchürzten Knoten nicht ſowohl löſt als durchhaut. Beide, der Harfner und Mignon, ſtehen in der „Theatraliſchen Sendung" als poſitive Mächte der Handlung, als die Sterne, die dem Helden auf den Weg leuchten. Die ſpätern Einſchübe wirken ſo unorganiſch, die Nötigungen der entwicklungsgeſchichtlichen Schöpfungsweiſe Goethes ſo geſetzmäßig, daß die Sonderforſchung die entſcheidenden Abſtände von den „Lehrjahren" ſchon vor Auffindung der „Theatraliſchen Sendung" mit wiſſenſchaftlichen Mitteln ſicher berechnete.

Von 1777—1786 förderte der Dichter „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung" bis tief ins ſiebente Buch hinein, das etwa dem fünften der „Lehrjahre" entſpricht. Das Werk, das er bei Wiederaufnahme der Arbeit, 1794—1796, ſchuf, iſt auf eine neue Grundlage

gerückt und wächst unter veränderten Bedingungen. Anstelle des eignen Drangs zur dramatischen Dichtung, der ursprünglich der theatralischen Sendung Wilhelms zugrunde lag, ist fremder Dilettantismus untergeschoben, der sich in Phantastik zu verlieren droht und deshalb geheimer Lenkung auf die Welt der Wirklichkeit bedarf.

Der Dichter hat erkannt, daß künstlerische Kultur nicht das höchste Ziel der Gegenwart, zumal für ein nordisches Volk, werden kann. Er schaut den Menschen nicht länger als bloßes Individuum mit egoistischen Bildungszwecken: unter dem Einfluß der großen Revolution vielmehr als politisches Wesen im Bunde mit Gleichstrebenden für das Gemeinwohl. Er schaut den Menschen nicht länger als bloß normales Wesen: unter dem Einfluß seiner naturwissenschaftlich-medizinischen Studien gewinnt er vielmehr eine tendenziöse Witterung für pathologische Züge. So führt Goethe mit tastender Hand einen Geheimbund ein, dessen volkserzieherische Ideen mehr und mehr in den Vordergrund drängen; so schiebt er mit rauher Hand die Gestalten der romantischen Welt, Mignon und den Harfner, bei Seite und zerstört sie grausam durch geistige oder physische Abnormität.

Scheint die „Theatralische Sendung" bestimmt, unser künstlerisches Gefühl in neue, ungeahnte, unergründliche Tiefen zu versenken, tragen die „Lehrjahre" Geist und

Willen in neue, unbetretne Weiten. Nicht anders gehen im Stil Gewinn und Verlust beider Fassungen gegen einander auf: gibt sich die „Theatralische Sendung" als elementares Werk eines kräftigen Realismus, führen die „Lehrjahre" — trotz manch abstrakter Abschnitte — im ganzen wie in vielen Einzelheiten den Stempel künstlerischer Konzentration und stilisierender Meisterschaft. Es ist nicht ein Werk aus Anfang und Ende; es darf anderseits nicht als Werk des Widerspruchs in sich gefaßt werden: es ist ein Stamm mit zwei sich folgenden Jahrestrieben. Und solange der Stamm steht, können neue Triebe ansetzen: das schöpferische Leben der Goetheschen Seele entwickelt sich als organischer Naturprozeß.

2. Der Weg zu Wilhelm Meisters Wanderjahren

Zu einer Fortsetzung der „Lehrjahre" hielt sich Goethe schon während ihres Abschlusses den Weg offen. Um vorläufig zu Ende zu kommen, erwägt er, „wo sich die Lehrjahre schließen, die eigentlich gegeben werden sollen, und inwiefern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch einmal auftreten zu lassen". Schon läßt er „Verzahnungen stehen, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten". Ja, das Offenhalten dieser Möglichkeit hilft ihm über das Gefühl hinweg,

daß er im Augenblick die Arbeit mehr geendigt, als vollendet, daß er sich übereilt, sie sich „vom Herzen und Halse" zu schaffen.

Wo liegen die Verzahnungen zum Eingreifen einer weitern Wilhelm-Meister-Dichtung? Offne Perspektiven hinterläßt die Tätigkeit des Geheimbundes im ganzen wie das Schicksal Wilhelms im besondern.

Was plant der Bund? Aus seinem „Turm" soll eine Sozietät ausgehen, die sich in alle Teile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Teile der Welt eintreten kann. Jarno will nach Amerika, der Abbé nach Rußland gehen, während Lothario nach modernen wirtschaftlichen Grundsätzen in Deutschland wirken will — getreu der Erkenntnis, mit der er aus der Neuen Welt heimgekehrt: „Hier oder nirgends ist Amerika!" Neben der allgemeinen Erziehung zu edler und zweckmäßiger Tätigkeit ist es auf weltwirtschaftlichen Zusammenschluß der Besitzenden abgesehen: in jener Zeit der Umwälzungen erschien es „nichts weniger als rätlich, nur an einem Ort zu besitzen, nur einem Platz sein Geld anzuvertrauen"; deshalb assekurieren die Bundesglieder sich untereinander ihre Existenz „auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von seinen Besitztümern völlig vertriebe". Das ist die rechte Ausgeburt des Jahres 1796 — es wird sich fragen, wann und in welcher politischen Kon-

ſtellation die Fortſetzung des Romans aufgenommen wird!

Was aber plant Wilhelm? Zunächſt ſcheint es — wie wir als endliches Ergebnis der „Lehrjahre" erwarten müſſen —, als ob er unter den Männern vom „Turm" ſelbſt eine angemeßne Aufgabe übernähme. Jarno ſtellt zur Wahl, ihn ſelbſt nach Amerika zu begleiten oder Lothario in Deutſchland beizuſtehen. Bald darauf bringt aber die hervorragendſte Perſönlichkeit des Bundes, der Abbé, eine recht nichtsſagende Verwendung Wilhelms, als Reiſebegleiter und Dolmetſcher von Mignons Oheim durch Deutſchland, in Anregung. Dieſer Plan wird zwar zunächſt verworfen, und Wilhelm will ſich mit Felix entfernen, „ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen". Inzwiſchen lädt ihn jener Marcheſe nach Italien an die Stätten von Mignons Jugend; ob er ihn vorher durch Deutſchland geleiten wolle, bleibt Wilhelm überlaſſen. Schon iſt er entſchloſſen, ſich mit Felix dem italieniſchen Edelmann anzuſchließen, als eine Indiskretion Friedrichs ſeine Liebe zu Natalie offenbart und die Verlobung mit ihr dem Reiſeplan eine neue, innerhalb der „Lehrjahre" endgültige Wendung gibt: nach der Vermählung ſoll das Paar der Einladung des Marcheſe in ſeine Heimat folgen. „Seid ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zuhauſe alles": mit dieſer ziemlich vagen Perſpektive

läßt der Dichter den vollends passiv gewordenen Romanhelden und — den Leser abspeisen. Ersichtlich will Goethe seinen spätern Eingebungen nicht vorgreifen.

Weit entfernt, daß diese Fäden folgerecht fortgesponnen werden, fühlt der Dichter auch nicht einmal das Bedürfnis, sich mit den Maschen des alten Gewebes irgendwie abzufinden: unbekümmert um die Früchte des alten Jahres, geht diese blühende Persönlichkeit auf organische Entwicklung ihrer neuen Keime aus. Schon anderthalb Jahre nach Beendigung der „Lehrjahre", im Frühjahr 1798, beginnen zwar erste Ansätze zu einer weitern Verwendung der Romangestalten; aber bezeichnend für seine Entfremdung, „getraut" Goethe sich wenige Wochen vorher nicht einmal, für eine Illustration der „Lehrjahre" bestimmte Szenen vorzuschlagen: da — wie er fühlt — „jene Arbeit als eine geendigte schon weit hinter mir liegt". So bleibt die Anknüpfung denn auch rein äußerlich.

Für seine „Propyläen" sieht Goethe als „zu bearbeitende Materie" zweimal ausdrücklich vor:

> „Briefe eines Reisenden und seines Zöglings, unter romantischen Namen, sich an ‚Wilhelm Meister' anschließend."

Ja, unter den Vorarbeiten zu dieser damals begonnenen Zeitschrift entwirft er das Schema für einen solchen Brief:

„Brief an Natalien.

Schema.

Ungeduld der Jugend. Nicht warten können. Weg betrogne Zeit. Durch Scherz. Ablenkung vom Zweck. In spätere Zeit durch Unterricht. Unbestechlichkeit der Jugend übers Langweilige. Wo nicht Spiel ist, soll gleich Zweck sein.

Unarten auf der Reise. Interesse auf die Zwischenzustände zu legen. Durch Methode und Überblick. Rom von der Trajanischen Säule gesehen. Welt. Geographischer Überblick. Durch den Wasserlauf. Durch Mineralogie. Durch Vegetation.

Menschen und Städte."

Mit demselben Plan hängt offenbar die Notiz in einem gleichzeitigen Bündel zusammen:

„Idealismus des Reisenden. Bei leeren Menschen zum Tadel. Bei Felix zur Anstalt als Vorschlag. Reinheit der Ansicht."

Es ist wahr, schon haben wir es mit Wanderungen oder doch Reisen zu tun; auch stehen Felix und sein Erzieher im Mittelpunkt der Handlung; Natalie schließlich empfängt Reiseberichte. Schon entwickelt die Handlung neue pädagogische Ideen, und gerade ein Lernen durch Anschauung an Ort und Stelle, wo die Dinge zu Hause sind. Dennoch greift die Berührung mit der dich-

teriſchen Ausführung der wirklichen „Wanderjahre" nicht tief: es iſt ja garnicht auf einen Roman oder überhaupt eine erzählende Dichtung, nur auf pädagogiſche Spaziergänge großen Stils mit romanhaften Namen, auf eine äußerliche Anknüpfung an die Perſonen der „Lehrjahre" abgeſehen.

Aber ein Jahr ſpäter, im Mai 1799, keimt bereits das Thema der novelliſtiſchen Einleitung zu den „Wanderjahren": jetzt bittet Goethe ſeinen künſtleriſchen Berater Heinrich Meyer:

„Sagen Sie mir doch, was iſt die gewöhnliche Suite von Gemälden, wenn die Geſchichte des heiligen Joſephs, des Pflegevaters, vorgeſtellt wird."

Überhaupt hat ſich der Dichter mit einzelnen Novellen, die ſpäter in die „Wanderjahre" übergingen, — wenn auch zunächſt ohne Zuſammenhang mit ihnen — viele Jahre getragen. Immer doch geht auch an dieſen Einzelplänen die Zeit nicht ſpurlos vorüber. Augenfällig wird die Metamorphoſe an der „Neuen Meluſine". Bekanntlich behauptet „Dichtung und Wahrheit", der Dichter habe das Märchen ſchon in der Laube zu Seſenheim erzählt. In bezeichnenden Wendungen deutet nun der erſte Druck 1816 auf jenen Bericht von 1812 zurück:

„Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner Bekenntniſſe

gesprochen. Leider werde ich es jetzo in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden, und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit als die ist, mit der wir uns dort beschäftigten. So viel reiche hin, um den einseitigen Hörer vorzubereiten. Sollte ich also gegenwärtig jenes Märchen erzählen, so würde ich folgendergestalt anfangen."

Klarer kann eine evolutionistische Schöpfungsweise nicht zugestanden werden. Selbst die ersten unmittelbaren Erwähnungen verraten bei aller Kürze doch einen gewissen Abstand von der ersten Niederschrift. Zunächst läßt eine briefliche Äußerung vom 4. Februar 1797 erkennen, daß der Dichter in dieser Zeit wiederholt mündlich des Planes gedacht, ohne daß er noch zum Reifen gelangt ist!

„Das Märchen mit dem Weibchen im Kasten lacht mich manchmal auch wieder an, es will aber noch nicht recht reif werden."

In die damalige Auffassung des Stoffes gewährt ein Brief an Schiller vom 12. August desselben Jahres Einblick:

„Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism. Was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen, wohlverschlossen, mitgeführt wie jenes undenische Pygmäenweibchen; Sie werden also

von dieser Seite Geduld mit mir haben. Wahrscheinlich werde ich Ihnen jenes Reisegeschichtchen auf der Reise zusammenschreiben können."

Auch wenn man keine innere Beziehung sucht und den Vergleich nur scherzhaft auf die äußere Lage, das wohlverschlossene Umherführen, bezieht, scheint doch die „undenische", nixenhafte Herkunft der Melusine hier noch erhalten. Unzweideutig bricht aber die Spur einer von der inzwischen erfolgten Niederschrift abweichenden, angeblich früheren Auffassung im Sesenheimer Idyll der „Dichtung und Wahrheit" durch: soll dort doch im Hintergrund offenbar die positive Tendenz lauern, daß die Ehe, zumal mit einem kleineren Geschöpf, ins Zwergenhafte herabdrückt, während in der Niederschrift des Märchens die zügellosen Leidenschaften es sind, die den Helden zur Zwergengestalt verurteilen.

Eine weitere Spur, die auf die „Wanderjahre" weist, findet sich unmittelbar nur noch einmal. Unterm 5. Oktober 1803 verzeichnet Goethes Tagebuch:

„Früh Mann von fünfzig Jahren durchgedacht."

Und noch eine andre Novelle spukt wenigstens vor: schon 1797 übersetzt Goethe die Ballade „Der Müllerin Verrat", die in die „Pilgernde Törin" übergegangen ist.

Obschon diese novellistischen Pläne zunächst ohne äußeren Zusammenhang nebeneinander hergehen, wurzelt in des Dichters Seele bereits der Grundsatz, wonach sie sich innerlich zusammenordnen. Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" verkünden 1795 — im Gegensatz zu rhapsodischer Einschachtelung einer Begebenheit in die andere — ein eigenartiges Stilideal:

„Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockene Worte."

Trotzdem Goethe als Typus der abgelehnten Einschachtelungsmanier gerade „Tausend und eine Nacht" nennt, greift er im Frühjahr 1807, noch während er seine „Briefe aus der Schweiz" für den Druck herrichtet, wieder zu jener Sammlung, alsdann zu den „Cent novelles nouvelles" und zum „Decamerone" — offenbar will er letzte, entscheidende Eindrücke für die Technik eines Novellenkranzes sammeln: denn unmittelbar darauf beginnt die Niederschrift von „Wilhelm Meisters Wanderjahren".

Was führte die lange im stillen keimenden Triebe zur plötzlichen Entfaltung? Im engern und im weitern Kreis drängten sich elementare Umwälzungen, die einer durch das Erlebnis bedingten Phantasie übermächtig das Gebot und die Richtung des Schaffens aufnötigten. Ge-

rade zwei Jahre waren seit jenem Mai 1805 dahingeflohen, der unserm Dichter in Schiller den beflügelnden Genossen von der Seite gerissen: die Epoche der Blüte war dahingewelkt. Mahnte der Herbst, die Früchte des Lebens in die Scheuer zu bringen, mahnte er auch, sich zu bescheiden, die Forderung an Leben, Lieben und Schaffen herabzustimmen, — Entsagung.

Inzwischen hatte sich das politische Schicksal Preußens und des mit ihm verbündeten Sachsen-Weimar vollzogen: gerade in Karl Augusts Land war am 14. Oktober 1806 die vernichtende Entscheidungsschlacht geschlagen. Der Fortbestand des Herzogtums oder doch der Dynastie stand in Frage; gar des größeren Vaterlandes Zukunftslosigkeit schien besiegelt. Hielt Goethe auch die Hoffnung auf eine fernere Zukunft des deutschen Volkes fest, politisch sah er zunächst keine Rettung vor dem Willen Napoleons. Jetzt mahnt er, wenigstens das geistige Dasein unsres Volkes zu retten. Jetzt scheinen ihm die häuslichen Bande allein von Dauer. Entsagung, Entsagung.

Fünf Tage nach der Schlacht bei Jena drängte ihn Sorge um die persönliche Zukunft der Lebensgefährtin bei drohender Auflösung der bisherigen Ordnung, zugleich Dankbarkeit für ihre in den letzten Tagen der Gefahr bewiesene Aufopferung: die Frau, „die diese

Stunden der Prüfung mit ihm durchlebt, völlig und bürgerlich als die Seine anzuerkennen". Der Mann, der mit ewiger Jugend geschmückt, der Dichter, dem „das Leben ist die Liebe", fühlt sich nun moralisch doppelt an eine Frau in den Vierzigern gebunden, die den Jahren normalen Tribut zollte. Dem, der noch nach einem Jahrzehnt ein Antlitz trug,

„Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen",

wird Entsagung zum ehernen Gebot des Lebensrestes.

Noch eine letzte Stimme raunte in Goethes Ohr den Ruf der Entsagung und Selbstbescheidung zugunsten der Jugend: war er doch nun Vater eines achtzehnjährigen Sohnes von begehrenswerter und begehrlicher Schönheit. Ohne diese Konstellation zu der Unterschiebung eines tatsächlichen Konfliktes zu vergröbern, empfinden wir, wie der Herzenstakt unter solchen Verhältnissen die Rücksicht auf das Lebensalter in Fragen der Liebe und Leidenschaft, die Pflicht des Übergangsalters zur Selbstüberwindung, die Warnung vor Rivalität mit der Jugend predigt.

So ist Goethes Seele 1807 ganz eingestellt auf Resignation; zur Kardinaltugend wird diu mâze, die Mäßigung der Leidenschaften und Ansprüche. In dieser Tendenz bricht der besondre Hang durch, die Rechte und Pflichten

der verschiednen Lebensalter in Problemen des Herzens zu wägen, die Zeit zu bespiegeln, in welcher das Schwinden der Jugendkraft wie der sittliche Takt gleichmäßig Enthaltsamkeit gebieten. Nun verstehen wir die psychologische Nötigung, unter der „Die pilgernde Törin" und „Der Mann von funfzig Jahren", alsdann die Rahmengeschichte von Hersilie, dazwischen mit Übertragung aufs andre Geschlecht die — ursprünglich für die „Wanderjahre" bestimmten — „Wahlverwandtschaften", das Thema von dem Übergangszeitalter aufrollen, das mit der Jugend, mit dem jungen Geschlecht der eignen Familie, um Liebe rivalisiert.

Ein weiteres Ziel noch hat gerade für Goethe die Entsagung. Seine eigne Neigung, sich festzusetzen, sich schrankenlos hinzugeben, läßt ihm als eigentliche Gewähr der Selbstüberwindung ein rastloses Wandern erscheinen. Auch sieht sein geschichtlicher Adlerblick die Zeit des Verkehrs heraufdämmern, des Austausches der Kräfte und der Güter: und er steckt seinem Volke einen Horizont, der über den Kirchturm hinaus in die weite Welt weist.

Es gab einen Gipfel der Kultur, der Entsagung und Wanderschaft einheitlich ineinanderschloß: das Christentum. Die christliche Dichtung, die Legende, wußte von Pilgerschaft unter freiwilligem Verzicht auf irdisches

Glück viel erbauliche und menſchlich rührende Beiſpiele zu erzählen.

Wie aber fand ein Goethe den Weg zur chriſtlichen Legende? Der menſchlich-künſtleriſche Gehalt der Legende blieb in ſeinem Geiſt unauflöslich verknüpft mit einer Erinnerung, die unmittelbar vor der Niederſchrift der Novellen von 1807 wiederauflebte, und gleich unauflöslich gerade mit der Naturſzene, in der ſeine Phantaſie dieſe neue Fülle der Geſichte ſchaute. Seine Briefe aus der Schweiz, die Goethe Anfang Mai 1807 für die Veröffentlichung durchſah, gipfeln in der Begeiſterung für die Umgebung des Simplon-Paſſes: „Und wie in jedem Menſchen, auch ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt; wie er ſich von dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich ebendaſſelbe erzählend wiederholt und ſo, auf jene Weiſe, einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat, ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt." Überdies waren jetzt auf den Simplon die Augen von ganz Europa gerichtet: war doch eben die großartige Fahrſtraße eröffnet, die Napoleon über dieſen Paß legen ließ. Daß er als Schauplatz der „Wanderjahre" vorſchwebt, iſt erſichtlich und von Goethe ſelber betont.

Aus derselben Gegend nun bezeugen jene Briefe eine tiefwirkende Berührung mit der Heiligenlegende. Im Mittagsquartier lasen Goethe und sein herzoglicher Freund in der Legendensammlung von Pater Cochem, und die Wirtin verwies besonders auf die Legende vom h. Alexius, die sie mit innigster Rührung in ihrem ganzen rein menschlichen Gehalt wiedergab, so daß dem Dichter selber ein großes Verlangen ankam, zu weinen. Da hörte Goethe und las alsbald nach, wie Alexius, ein Sohn reicher Eltern, gleich nach seiner Trauung, ohne Vollzug der Ehe, entsagend und allein auf Reisen geht. All sein Gut verschenkt er an die Armen. Erst nach vielen Jahren freiwilliger Entsagung und Demütigung wird er in die Heimat verschlagen, aber erst nach seinem Tode erkannt. Mit Überraschung finden wir, ins Weltliche übertragen, ungefähr dieselbe Voraussetzung für Wilhelm Meisters neue Rolle wieder: seine Entfernung unmittelbar nach der Trauung mit Natalie, ohne Vollzug der Ehe, seine Entsagung und freiwillige Pilgerschaft. Nur war eine äußerliche Vertauschung geboten, da der Vorname des Helden von den „Lehrjahren" her feststand.

Doch konnte Goethe in dieser „Legende der Heiligen, gesammelt und verfaßt durch P. Dionysius von Lützenburg, verbessert durch P. Martin von Cochem", von

manchen Heiligen lesen, die er mit vollem Namen in seinen weltlichen Roman übernahm. Offenbar wird der Zusammenhang mit der Legende in St. Joseph II., dem Pflegevater, wie in den zugehörigen Frauen Maria und Elisabeth, den Symbolen der Flucht nach Ägypten, der Heimsuchung und des Lilienstengels. Ausdrücklich das Heiligenprädikat bewahrt St. Christoph, der in der „Gefährlichen Wette" auftaucht und ersichtlich für eine mehr bedeutende Rolle bestimmt ist, die er denn auch im Geheimbund schließlich spielt. Ein Zugeständnis des Dichters besitzen wir für den legendaren Zusammenhang Ottiliens in den „Wahlverwandtschaften", die ja ursprünglich für den Novellenkranz der „Wanderjahre" entworfen waren. Vor allem finden wir für den Lenardo des „Nußbraunen Mädchens" einen Heiligen nicht nur als Taufpaten, auch als Modell. Der h. Leonhard ist in Frankreich von edlem Stamme geboren. Sein Pate ist König Chlodwig; der nimmt ihn in sein Schloß und läßt ihn in allen ritterlichen Exerzitien erziehen. Ihn aber treibt es zum geistlichen Stande. Als ein wahrer Jünger des Herrn durchwandert er predigend die Dörfer, Flecken und Städte. Zuletzt gelangt Leonhard in den Wald Papo, in welchem der König ein Jagdschloß erbaut hat. Hier rettet der heilige Mann durch Gebet die Königin aus schweren Kindesnöten. Als Lohn empfängt er einen großen Teil

des Waldes. Von hier aus befreit er durch seine Fürbitte bei Gott viele Gefangene in weit entlegenen Ländern. „Diese kamen eilends zu ihm, brachten ihre Ketten mit, und fielen ihm demütig zu Füßen. Sie begehrten hinfür seine Knechte und Diener zu sein; der Mann Gottes aber diente ihnen vielmehr, und gab ihnen einen Teil seines Waldes, damit sie sich hinfür an den Ackerbau gewöhnen, davon leben, und nicht mehr nach fremdem Gut trachten sollten." Hier keimt die Sendung Lenardos als „Band" der Arbeitsorganisation aller von der Scholle Ausgeworfenen, jener Organisation für innere und äußere Bodenkultur.

Noch von andrer Seite wirkt ein geistlicher Einfluß auf die Gestaltung der „Wanderjahre". Goethe liest 1807, über der Vorarbeit zur Fortsetzung der Novellen, in der Bergpostille des Matthesius, die den Namen der Bergstadt „Sarepta" übernimmt, die zweite Predigt nach. Deren Schluß handelt von den schlechten Haushältern, denen zu borgen ein fürsichtiger Hausvater von Gott nicht verbunden ist, wenn solche Heuschrecken auch „bald andere lose Hummeln, Raupen und Zweifalter finden, die ihn Beifall und Recht geben und zuspringen und mit Haufen zufliegen, daß man ihnen nicht flugs aufhupfen will, wenn sie die Leut ansprechen oder ihre Kinder mit Kredenzbriefen und Supplikationen abfer-

tigen". Die Beziehung zu dem „Nußbraunen Mädchen", das übrigens in einer Fassung ebenfalls als „Hummel" bezeichnet) für ihren Vater, den schlechten Haushälter, supplíziert, wird durch seine Verbindung mit den Stillen im Lande verstärkt, zumal eine Herrnhuter Kolonie jenen selben Namen Sarepta angenommen hatte.

In solcher Entwicklungszeit des Dichters und unter solcher Berührung bleibt es nicht genug, daß sämtliche 1807 geschaffne oder entworfne Novellen von Wanderschaft ausgehen oder in sie münden: geradezu die Einheit dieser Parallelgeschichten, der Sinn, der von einer auf die andre hindeutet, liegt in der christlichen Idee der Entsagung und Pilgerschaft.

Vor allem schon Wilhelms Wanderjahre bedeuten die Entsagung selbst. Ist auch der Brief an Natalien, der die Wanderjahre begründet, erst 1821 gedruckt: er war schon 1810 niedergeschrieben, schon ein Jahr vorher geplant, und schon von Anbeginn 1807 ist sein Inhalt vorausgesetzt. Unmittelbar nach der Vermählung mit Natalie hat sich Wilhelm losgerissen; sein Leben ist eine Wanderschaft geworden; und wie schon die handschriftliche Einleitung zur „Gefährlichen Wette" belegt, bleibt er nicht über drei Tage unter demselben Dache. Unmittelbar veranschaulicht „St. Joseph II." die entsagungsvolle Schlichtheit der christlichen Gesinnung mit dem Einschlag

des Wirkens im Wandern. Nicht minder eindringlich, obschon negativ, bewähren die Pflicht der Entsagung sowohl „Die gefährliche Wette" wie „Die neue Melusine". Jener Schwank verfolgt den Übermut bis in seine tragische Wirkung. Das Märchen läßt seinen Helden von Station zu Station der ihm auferlegten Prüfung das Glück verscherzen, weil er Entsagung, Mäßigung, Selbstüberwindung nicht kennt. Hat auch „Die neue Melusine" in Goethes Phantasie verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen: die endlich 1807 erfolgte Niederschrift läßt den Helden von der traurigen Gestalt durch die vier großen W regieren: Würfel, Wein, Weiber, Wut (nur das vom Volksmund eingeschlossene Wandern erfährt hier naturgemäß eine zwiespältige Beleuchtung!). Seine Leidenschaft vermag er nicht zu zügeln, die Harmonie und Selbstbeschränkung der Musik wie der Ehe haßt er, — eine disharmonische Natur, die der Mangel an Selbstüberwindung und Entsagungsfähigkeit, wie die Zwecklosigkeit und Genußsucht seines Wanderlebens, ins Zwergenhafte herabdrücken.

Ein weiterer Trieb der Novellendichtung von 1807 geht wohl auf „Die pilgernde Törin" zurück, deren französisches Original unser Dichter seit 1789 kannte. Diese Pilgernde, die jetzt in Goethes Horizont tritt, ist wieder eine positiv Entsagende: nachdem ihr Geliebter

sie verraten, pilgert sie, anscheinend „wahnsinnig vor Treue", durch die Welt und lehnt jede Werbung andrer Männer ab, wartend ob ihr Freund sie einst wiedersieht, „wenn sein Herz rein genug sein wird, zu vermissen, was er verloren hat."

Führte „Die pilgernde Törin" im Gegenspiel einen Mann von fünfzig Jahren als Nebenbuhler seines Sohnes ein, so rückt die nach dem „Mann von funfzig Jahren" ausdrücklich benannte Novelle ihn und sein Liebesproblem in den Vordergrund der Handlung. Fast scheint es, daß selbst für „Das nußbraune Mädchen" ein Keim des Herzenskonfliktes aus jener französischen Quelle fließt: die schöne Pilgerin scheidet von dem jungen Revanne mit der Mahnung: „Seien Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden."

Auch technisch rücken diese drei Erzählungen aneinander: scheinen sie doch alleſamt auf ein Verschwimmen in Perspektive angelegt. So wäre das Abbrechen des „Mannes von funfzig Jahren" nicht als Unfertigkeit zu nehmen! Nur fragt sich, welchen Zug der Handlung Goethe als entscheidend herausarbeiten wollte. Zunächst weisen alle Zeichen auf Entsagung. Der Mann von fünfzig Jahren muß unter beiderseitigem Naturzwang der eben heranblühenden Nichte entsagen. Und auch das zartfühlende

Mädchen — wie es leidenschaftlich kundgibt — kann schicklicherweise nicht das Verlöbnis mit dem Vater lösen, um zum Sohne überzugehen. Aus diesen verworrenen Verhältnissen führt nur ein Ausweg: Entsagung, Pilgerschaft! So treffen wir noch im organischen Zusammenhang der Novelle die schöne Witwe als Urheberin der Familienwirrnis zur Bußfahrt gerüstet. Ein Faden der Haupthandlung verknüpft sogar beide liebenswürdige Frauenzimmer als entsagende Pilgerinnen vorübergehend mit Wilhelms Wanderschaft.

Gar „Das nußbraune Mädchen" weist Lenardo in eigner Art auf eine entsagungsvolle Pilgerfahrt hin: treibt ihn doch nicht Liebe zu dem Mädchen, dessen Gestalt ihm erst wieder mit nahender Heimkehr lebendig, dessen Name ihm aber nicht einmal gegenwärtig wird, — vielmehr nur Reue und das Bedürfnis nach Beruhigung seines Gewissens. Auch hier also Wanderjahre aus sittlichem Beweggrund!

Auf dieses gemeinsame Ziel gingen die Novellen von 1807, welche allein den ursprünglichen Bestand von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" umfaßten: „eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockene Worte". Und wie sie aus einer einheitlichen Stimmung unter dem Stern der Stunde geboren sind, drängt sich die Niederschrift dieser im Stoff, nach

äußerem Anschein auch im Stil, so verschiedenartigen Geschichten unmittelbar hintereinander. Auf der Reise ins böhmische Bad beginnt der Dichter sofort in Jena am 17. Mai 1807 „Die Flucht nach Ägypten", bereits mit der Bezeichnung als erstes Kapitel von „Wilhelm Meisters Wanderjahren". Noch an gleichem Ort vollendet er in täglicher Beflissenheit nicht nur diesen St.-Josephs-Zyklus, er beginnt auch „Die neue Melusine". Deren zweiter Teil: „Der neue Raimond" fügt sich sogleich in Karlsbad an, und unmittelbar wendet sich Goethe weiter zur „Gefährlichen Wette", schließlich zur „Pilgernden Törin". Bevor er diese freie Übersetzung vollendet, führt er den „Mann von funfzig Jahren" wenigstens „bis zu einer gewissen Epoche" (der Abendgesellschaft bei der schönen Witwe) und schreibt die Einleitung der „Geschichte der Inen" — d. i. des „Nußbraunen Mädchens" in Briefform.

So weit sich auch der Dichter in der Folgezeit der Erfindung neuer Motive und der Technik von Novellenkomplexen hingibt, saugen doch bald sein ganzes episches Interesse „Die Wahlverwandtschaften" auf, die, ursprünglich als eine der Parallelgeschichten innerhalb der „Wanderjahre" entworfen, sich bald zu einem selbständigen Roman auswachsen.

Schon sind „Die pilgernde Törin" und der St.-Josephs-Kranz im Cottaschen „Taschenbuch für Damen" auf die Jahre 1809 und 1810 veröffentlicht, als der Frühling 1810

„Das nußbraune Mädchen" in eine entscheidende Richtung treibt: der Dichter ersucht seinen Kunstfreund Heinrich Meyer, der vom Züricher See stammte, um Aufzeichnungen über die schweizer Baumwoll-Industrie. Alsbald sucht Goethe, den „hinlänglichen realen Zettel zu einem poetischen Einschlag vorzubereiten". Zunächst schlägt er die Brücke zu dieser sozialen Dichtung durch Ausspinnen der schon in der brieflichen Einleitung von 1807 angedeuteten Motive. Anfang Juni entstehen „Lenardos Bekenntnisse" und der „Besuch bei Valerinen".

Mehr als eine Fortführung, wohl schon eine Umbiegung des ursprünglichen Planes bedeutete das weitere Eingreifen dieses Jahres. Während es bisher fortgesetzt auf nichts andres als einen Kranz aneinandergereihter Einzelgeschichten abgesehen war, wächst nun eine selbständige Romanhandlung beherrschend zwischendurch, mit der Tendenz, die einst als Selbstzweck geschaffenen Novellen mehr und mehr zu bloßen Einlagen herabzudrücken.

Inzwischen erscheinen jene Novellen wenigstens weiter im Einzeldruck: das Taschenbuch für Damen auf 1816 brachte „Das nußbraune Mädchen", das auf 1818 den „Mann von funfzig Jahren", soweit sie bisher gediehen waren; „Die neue Melusine" wird in ihren zwei Teilen den Taschenbüchern auf 1817 und 1819 anvertraut.

Erst mit der folgerechten Wiederaufnahme des nun-

mehrigen Romans im Jahre 1820 wendet der Dichter auch den beiden unvollendeten Novellen erneute Aufmerksamkeit zu. Namentlich wird jetzt die Technik der Baumwoll-Industrie auf Lenardos Tagebuch verteilt. Auch das Schema des „Manns von funfzig Jahren" schreibt Goethe jetzt um und verflicht demgemäß die entscheidenden weiblichen Gestalten dieser Novelle mit der Haupthandlung des Romans. Der sogenannte erste Teil der „Wanderjahre", der 1821 in Buchform erscheint, schließt die noch nicht einzeln gedruckte Burleske „Die gefährliche Wette" noch immer von der Veröffentlichung aus. Die übrigen Novellen werden durchweg unorganisch in die Haupthandlung hineingezwängt. Die beiden unbeendeten sind an sich nicht über die Ausdehnung der Einzeldrucke hinausgelangt: nur ist „Der Mann von funfzig Jahren" durch die Pilgerschaft der beiden jungen weiblichen Wesen nach Mignons Heimat mit Wilhelm Meisters eigner Wanderschaft verknüpft; und der Besuch Lenardos beim nußbraunen Mädchen wird — unter Verheißung seines Tagebuches — wenigstens als Tatsache registriert.

Im Jahre 1824 nimmt der Dichter Lenardos Tagebuch zur Vollendung wieder auf. Im Verlauf der nun folgenden Herstellung der vollständigen Endgestalt gehören namentlich der Oktober 1826, der März und April 1827 dem „Mann von funfzig Jahren".

So gewalttätig der Roman — in beiden Buchfassungen verschieden, aber gleich unorganisch — die Novellen von 1807 Stück für Stück entwurzelt, um sie der Haupthandlung aufzupfropfen: das tiefwühlende Zwillingsthema bleibt beidemal erhalten, denn unzweideutig verkündet der Titel: „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden".

* * *

Aus den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs oder den ersten Drucken sucht unser Text überall die älteste Fassung zu gewinnen. Ohne das Zurückgreifen auf die ursprünglichen Entwürfe in jeder Einzelheit pedantisch zu überschätzen, mußte, um keinen willkürlichen Eklektizismus aufkommen zu lassen, dieser Grundsatz durchgeführt werden: galt es doch überall so nahe wie erreichbar an Reste der ursprünglichen Konzeption und damit an den Plan der Lösung, das vorschwebende Ziel zu gelangen. Blieb die ursprüngliche Gestalt der „Wanderjahre" von 1807 in zwei Novellen Bruchstück, lassen doch die ältesten Ansätze zur Fortführung den ursprünglichen Plan noch durchschimmern.

Mit diesem Vorbehalt gewinnen wir eine eigenartige Dichtung Goethes zurück, die das „Stirb und Werde" seiner rastlosen Entwicklung in neue Formen aufgelöst hatte.

Wilhelm Meisters Wanderjahre

[Sankt Josef der Zweite]

Erstes Kapitel

Die Flucht nach Ägypten

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an einer bedeutenden Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein, Vater?" sagte der Knabe.

„Ich weiß nicht", versetzte Wilhelm.

„Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?" sagte jener.

„Es ist keins!" versetzte dieser: „und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen."

„Katzengold!" sagte der Knabe lächelnd: „und warum?"

„Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält."

„Das will ich mir merken", sagte der Sohn und steckte den Stein zu den übrigen, womit er schon seine Taschen gefüllt hatte.

Kaum war dieses geschehen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick stillhielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine schönen blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildnis ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt

zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick als er Wilhelmen erblickte. Das Tier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen, und diese sonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie."

„Ich will mit ihnen reden", versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andren besondren Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polieraxt auf der Schulter und ein großes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Büschel von Schilf, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein rötliches zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Ägypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?"

Wilhelm bedachte sich einen Augenblick, dann versetzte

er: „Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregte Vertrauen und Neigung, und daß ich's nur gleich gestehe, ebensowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen Euch näher kennenzulernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirkliche Wanderer, oder ob Ihr nur Geister seid, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirtbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben."

„So kommt mit in unsere Wohnung", sagte jener. „Kommt mit!" riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!" sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es tut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu tun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?"

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung", sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt

unſern Haushalt für dieſe Nacht. Morgen erwarten wir Euch."

Der Mann und das Tier ſetzten ſich in Bewegung. Wilhelm lächelte nachdrücklich, als er ſeinen Felix ſo früh unter die Engel aufgenommen ſah, der ſchon ein Schilfbündel ergriffen und dem jüngern Knaben das Körbchen abgenommen hatte. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verſchwinden, als ſich Wilhelm zuſammennahm und nachrief: „Wie ſoll ich Euch aber erfragen?"

„Fragt nur nach Sankt Joſeph!" erſcholl es aus der Tiefe, und die ganze Erſcheinung war hinter den blauen Schattenwänden verſchwunden.

Wilhelm ſtieg aufwärts und verſpätete ſich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmliſche Geſtirn, das er mehr als einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an ſeiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er ſich der großen Gebirgsanſichtund zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Teil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Zweites Kapitel

Sankt Joseph der Zweite

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, manchen steilen Fels hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg, und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts bis sie sich endlich an einem Abhange befanden und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Tal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dies ist Sankt Joseph", sagte der Bote: „Immer schade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre im Schutt liegt."

„Die Klostergebäude hingegen", versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten." — „Ja," sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirtschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat."

Unter diesen Worten waren sie durch ein offnes Tor in einen geräumigen Hof gelangt, der von ernsthaften, wohlerhaltnen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Unter den Kindern, die im Hofe spielten, erblickte er seinen Felix; die andern waren die beide Engel von gestern. Das Kleeblatt kam auf ihn zugelaufen, begrüßten ihn und versicherten, daß der Vater bald zurückkommen würde. Er solle einstweilen in den Saal gehen, sagten sie, und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Tür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferware, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich alles war, so fand man doch das Einladende des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf der Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie ein Gerüst

um drei Teile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmutig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegvater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Ägypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, als der Wirt hereintrat, den er sogleich als den Führer

der gestrigen heiligen Karawane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste. Es folgten mancherlei Gespräche, doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirt merkte das Interesse seines Gastes, und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: denn eigentlich hat das Gebäude die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so mächtig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen erwiese. Laßt uns jedoch nicht im allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, daß ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt, und das, was vorüber ist, in Euch wieder hervortritt."

Eben als Wilhelm freundliche Antwort von den Lippen seines Wirtes erwartete, rief eine freundliche

Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirt hörte darauf und ging nach der Türe. Also heißt er auch Joseph, sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Türe und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung. „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort". Also heißt sie auch Marie, dachte Wilhelm: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt. Er dachte sich das wundersam eingeschlossene Tal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam altertümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirt und die Kinder hereintraten. Die letztern foderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indes der Wirt noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Gewölbe sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos, kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe

konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm seine Bewohner immer merkwürdiger geworden und durch ihre Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafte Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Obenan stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau setzte. Sie hatte neben sich einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag. Der Vater setzte sich ihr zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzugerichtetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirtin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirt führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Tal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Gebirge des untern Landes mit ihren flachen und waldigen Rücken hinter einander geschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirt, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie imstande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf

einem ernſten Grunde beruht. Dieſe geiſtliche Anſtalt, von der Sie noch die Reſte ſehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie iſt ſchon mehrere Jahrhunderte zerſtört. Die Kapelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat ſich erhalten, ſo auch der brauchbare Teil der Kloſtergebäude. Die Einkünfte bezieht ſchon ſeit geraumer Zeit ein weltlicher Fürſt, der ſeinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls ſeinem Vater in dieſer Stelle nachfolgte.

Der heilige Joſeph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unſere Familie ſo wohltätig geweſen, daß man ſich nicht verwundern darf, wenn man ſich beſonders gut gegen ihn geſinnt fühlte, und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joſeph nannte und dadurch auf eine eigne Weiſe gewiſſermaßen meine Lebensweiſe beſtimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater geſellte, indem er die Einnahmen beſorgte, ſo ſchloß ich mich eben ſo gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausſpendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohltaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie ſchickte mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu beſtellen, bald zu be-

ſorgen, und ich fand mich ſehr leicht in dieſe Art von frommem Gewerbe.

Überhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menſchlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner ſind einander näher, und, wenn man will, auch ferner, die Bedürfniſſe geringer, aber dringender. Der Menſch iſt mehr auf ſich geſtellt, ſeinen Händen, ſeinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Laſtträger, alle vereinigen ſich in Einer Perſon, und ſo ſteht auch jeder an dem andern, begegnet dem andern und lebt mit ihm in einem gemeinſamen Treiben.

Da ich noch jung war, und meine Schultern nicht viel zu ſchleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Eſel mit Körben zu verſehen und vor mir her die ſteilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Eſel iſt im Gebirg kein ſo verächtlich Tier als im flachen Lande, wo ſich der Knecht, der mit Pferden pflügt, für beſſer hält als den andern, der den Acker mit Ochſen umreißt. Und ich ging um ſo mehr ohne Bedenken hinter meinem Tiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und ſeine Mutter zu tragen. Doch war dieſe Kapelle damals nicht in dem Zuſtande, in welchem Sie ſie gegenwärtig finden. Sie ward als ein Schuppen, ja faſt wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätſchaften, Tonnen und Leitern, und was

man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alle dem Gehölz hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pate sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondre Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar wurde ein solches erfordert, das zugleich hier oben in der Wirtschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher, und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vorteil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so mehr als bei mancherlei Baulichkeiten der

Zimmermann oft bei uns in Anspruch genommen ward, ja, bei geringem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Wenn Sie es wissen, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor stelle. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtstuhl aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtstuhl herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demütigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Not, und ist gleich mit Rat und Tat zur Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnis-

mäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre tat, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern, und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierstunden und Feiertage zu den wohltätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Drittes Kapitel

Die Heimsuchung

„So vergingen einige Jahre", fuhr der Erzähler fort. „Ich begriff die Vorteile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war imstande alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich meiner Mutter oder vielmehr Kranken und Notdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Tier durchs Gebirg, verteilte meine Ladung, und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte.

Mein Meister war zufrieden mit mir, und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verzieret hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen gewisser Figuren, dieses Rotmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus einen so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten

aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zieraten im Sinne hatte.

Unter den hilfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, stunden besonders junge Frauen obenan, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man mir gleich in solchen Fällen meine Botschaften geheimnisvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Tal hinab wohnte, und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettete, stand mit Frau Elisabeth in fortdauerndem guten Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Dasein zu danken hat. Das Geheimnis, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine rätselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht gegen sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligtume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerkstätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller

geſorgt hatte, ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Teil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beſchädigten Teile des Tafelwerks, dem Ganzen gleich, wieder herzuſtellen. Auch ſolltet Ihr dieſe Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zuſammengefügt hatte. Was bis zu dieſer Epoche von Gemälden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeiſter bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er die Fenſter herſtellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt, ſo drückte ſich das alles nur viel lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligtum anſehen, darin, beſonders zur Sommerszeit, verweilen, und über das, was ich ſah oder vermutete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir, dieſem Heiligen

nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Tiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirg kam: denn man erlaubt ja gern der Wohltätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg oder vielmehr die Folge desselben unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewalttätigkeit und manchen Mutwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Übel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Übeltaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, als ich über eine Waldblöße hinüber kam, und an dem Rande eines Grabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu sein; ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?" Ich fragte: „Wen?" Sie versetzte: „Meinen Mann!" Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen, und sie meiner Teilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seien sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können, und sei an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen, und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch ich konnte leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihilfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth wohl bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn

ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Kommando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Übeltaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nötige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt, und so für diesmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz, und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Tier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte, und mir Gelegenheit gab, nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläuftig beschreibe, wie wunderlich mir zumute war. Was ich so lange gesucht hatte, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder, als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben, und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Kapelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene

Bilder nur Träume gewesen zu sein, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösen. Ich fragte sie manches: sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständigen Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmut, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles tun mußte, was nur möglich war. Ja, ich erkletterte eine freistehende hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich dieses Mal leider ohne Ausbeute; auch oben sah ich und hört' ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen, und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losriß und herunterſprang, tat sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, als sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über gefällig zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigen-

schaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblicke das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältnis zu setzen.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Türe jener guten Frau anlangten, und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu tun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf, und rief in die Haustüre: „Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht!" Die Gute trat hervor, und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmutiger Trauer, und innerlichem schmerzlichen Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein, und ich stand bei meinem Esel vor der Tür, wie einer, der kostbare Waren abgeladen hat, und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

* * *

Viertes Kapitel

Der Lilienſtengel

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unſchlüſſig, was ich tun ſollte, als Frau Eliſabeth unter die Türe trat, und mich erſuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen, und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. „Marie läßt Euch gar ſehr darum erſuchen", ſagte ſie. „Kann ich ſie nicht noch einmal ſelbſt ſprechen?" verſetzte ich. „Das geht nicht an", ſagte Frau Eliſabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unſere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch dieſen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hilfreich zu ſein. Ich eilte nach dem Lande hinunter, und hoffte bei dem Amtmann die ſicherſten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch ſelbſt in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die ſchöne Geſtalt vor Augen, wie ſie auf dem Tiere ſchwankte, und ſo ſchmerzhaft freundlich zu mir herunterſah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nach-

richt. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehmann das Leben, und doch mochte ich sie so gern als Witwe denken. Das streifende Kommando fand sich nach und nach zusammen, und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sei. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren, diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu tun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Türe. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen, und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch, was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch den folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen, man wollte mich los sein.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich

endlich Frau Elisabeth hereinrief. „Tretet sachte auf, mein Freund," sagte sie: „aber kommt getrost näher!" Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf, und brachte mir's entgegen. Es war ein in das weißeste Zeug gewickelter Knabe. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augeblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glückes gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen, und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde!" sagte die Mutter. Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: „Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt".

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab, und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und

Wälder zu durchwandern genötigt bin. Noch weiß ich mir den kleinſten Umſtand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verſchone. Wochen gingen vorüber: Maria hatte ſich erholt, ich konnte ſie öfter ſehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familienverhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben zu wählen. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen und freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns, und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Teil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hätte, und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Kapelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine ſo lebendige und herzliche Weiſe, daß ihr die Tränen in die Augen kamen, und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſein, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Die Geſetze verbinden die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nötig, um

die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken, und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen, und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen, und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarschaft; dann zog sie zu uns herauf, und wir lebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu

unſerm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüſtige Träger ſind, ſo bleibt das laſtbare Tier doch immer in unſerer Geſellſchaft, um eine oder die andre Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geſchäft oder Beſuch durch dieſe Berge und Täler nötigt. Wie Ihr uns heute angetroffen habt, ſo kennt uns die ganze Gegend, und wir ſind ſtolz darauf, daß unſer Wandel von der Art iſt, um jenen heiligen Namen und Geſtalten zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Ausklang

Sollte diese eindrucksvolle Ouverture wirklich eine Episode in Wilhelms Wanderjahren bleiben?

Daß die Novelle, wie sie hier in dem ersten Druck von 1809 erscheint, ursprünglich ein andres Ziel ins Auge faßte, als die endgültige Abfertigung im Roman ahnen läßt, erhellt aus der auffallenden Umbiegung bezeichnender Wendungen. Hier lesen wir im ersten Kapitel beim Abschied von Felix: „Wilhelm lächelte nachdrücklich, als er seinen Felix unter die Engel so früh aufgenommen sah". Zu welchem Ende die prosaische Verschiebung, so daß die Hauptwendung bis in den Gegensatz übergeht? „Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft; er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach." — Entsprechend geberdet sich Felix in unsrer Urgestalt bei St. Joseph II. ganz wie zuhaus, während die Endgestalt für Wilhelms Ankunft die Episode von einer Obstfrau erfindet, um Felix wiederum von den Kindern St. Josephs abzuheben, ihn ausdrücklich zum „Gast" zu stempeln, der „den Wirt macht".

Gleicherweise fällt am Schluß der einleitenden Briefe zum „Nußbraunen Mädchen" auf, daß Wilhelm schon

damals isoliert gedacht war, daß er allein wandert, also Felix schon in einer sichern Hut zurückgelassen hat, bevor dieser der so viel später eingeführten Pädagogischen Provinz überantwortet werden kann.

Felix wird bei St. Joseph nicht nur als Gast von drei Nächten (und allenfalls der einen überschüssigen als Vorausgesandter) geweilt, dann aber ohne Spur innerer Berührung von dannen gezogen sein. Wie wenig eignet sich überhaupt die Bundesregel: nicht über drei Tage unter einem Dache zu bleiben, keine Herberge zu verlassen, ohne sich wenigstens eine Meile von ihr zu entfernen, für einen Knaben! Alle Zeichen deuten auf den verheißungsvollen Plan, Felix dieser in Nacheiferung heiliger Überlieferung lebenden Familie einzuverleiben, so daß St. Joseph II. auch sein Pflegevater wird.

Was aber kann die Überantwortung des Knaben an die Familie dieses einfachen Zimmermanns für seine Erziehung, was für die Gesamtdichtung bedeuten? An den Ruinen des Klosters hat sich diese Familie angesiedelt, eine Kapelle hat sie zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet; Wandgemälde stellen die Geschichte des h. Joseph dar, und Wilhelm bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern: das Lebloſe hat Lebendiges hervorgebracht. Die Familie ist stolz darauf, daß ihr Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung sie sich bekennen, keine Schande zu machen. Auch hat das Gebirgsleben — wie der Dichter

betont — „etwas Menſchlicheres als das Leben auf dem flachen Lande".

Erinnert ſchon die Szenerie lebhaft an Goethes Jugendgedicht: „Der Wandrer", nur mit Übertragung aus klaſſiſchen in chriſtliche Formen, ſo entſpricht dem auch der Geiſt dieſer Anſiedlung des Schlichtmenſchlichen in Ruinen einer heiligen Vergangenheit. Die Naturformen des Menſchenlebens — die Grundtriebe des ganzen Goetheſchen Schaffens — ſind es, die heiliggeſprochen, die religiös verklärt werden. In dieſer religiöſen Verklärung ſollen ſie der Erziehung von Felix, der Erziehung zu vollem Menſchentum als Grund und Mittel dienen.]

Die neue Meluſine

Die neue Meluſine

...Nachdem unſer Gaſt allen dieſen Erzählungen mit Aufmerkſamkeit zugehört hatte, fing er mit einem ernſthaften aber höflichen Weſen folgendermaßen zu reden an:

Es iſt nicht zu leugnen, meine Herren, daß die Begebenheiten und Liebesabenteuer, deren Sie ſich rühmen, für merkwürdig und bedeutend zu halten ſind. Aber Sie erlauben mir zu ſagen, daß ich eins zu erzählen habe, das die übrigen weit übertrifft und das, indem es mir erſt vor einigen Jahren begegnet, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht und wohl ſchwerlich ſeinesgleichen finden dürfte.

Ich will nicht verhehlen, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nächſten Zeit, ja des nächſten Tages ganz ſicher zu ſein. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirt und ich fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die nicht ohne guten Vorteil für mich ſein ſollte; aber ich

nahm meinen Zuschnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich sie mit Extrapost angefangen und auf dem Postwagen eine Weile fortgesetzt hatte, fand ich mich endlich genötigt, dem Ende derselben zu Fuße entgegenzugehen.

Als ein junger lebhafter Bursche hatte ich die Gewohnheit, sobald ich in ein Wirtshaus kam, mich nach der Wirtin oder auch der Köchin umzusehen, mich schmeichelhaft gegen sie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meistens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Posthaus eines kleinen Städtchens trat, und eben nach meiner gewohnten Weise wieder verfahren wollte, rasselte gleich hinter mir ein schöner zweisitziger Wagen, mit vier Pferden bespannt, an der Türe vor. Ich wendete mich um und sah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte sogleich, ihr den Schlag zu eröffnen und sie zu fragen, ob sie etwas zu befehlen habe. Beim Aussteigen zeigte sich eine schöne Gestalt, und ihr liebenswürdiges Gesicht war, sobald man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geschmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — „O ja!" sagte sie, „wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kästchen, das auf dem Sitze steht, herausheben und hinauftragen wollen. Aber ich bitte gar sehr, es recht stet zu tragen, es im mindesten

nicht zu bewegen oder zu rütteln." Ich nahm das Käſtchen, ſie verſchloß den Kutſchenſchlag, wir ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, und ſie ſagte zum Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Als wir allein in dem Zimmer waren, hieß ſie mich das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand ſtund, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſein wünſchte, ſo empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

„Beſtellen Sie das Abendeſſen für uns beide!" ſagte ſie darauf; und Sie können ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Übermut Wirt, Wirtin und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen, wir ſetzten uns gegen einander über, ich labte mich zum erſtenmal ſeit geraumer Zeit an einem guten Eſſen und zugleich an einem ſo erwünſchten Anblick; ja, mir kam es vor, als wenn ſie mit jeder Minute ſchöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch ſuchte ſie alles abzulehnen, was ſich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgedeckt; ich zauderte, ich ſuchte allerlei Kunſtgriffe, mich ihr zu nähern, aber es war vergebens. Sie hielt mich mit einer gewiſſen Würde zurück, der ich nicht

widerſtehen konnte, ja, ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr ſcheiden.

Nach einer meiſt durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob ſie Pferde beſtellt habe; ich hörte Nein. Ich ging in den Garten, ſah ſie angekleidet am Fenſter ſtehen und eilte zu ihr hinauf. Als ſie mir ſo ſchön und ſchöner als geſtern entgegenkam, regte ſich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Verwegenheit; ich ſtürzte auf ſie zu, und faßte ſie in meine Arme. „Engliſches unwiderſtehliches Weſen!“ rief ich aus: „verzeih, aber es iſt unmöglich!“ Mit unglaublicher Gewandtheit entzog ſie ſich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie ſolche Ausbrüche einer plötzlichen leidenſchaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verſcherzen wollen, das Ihnen ſehr nahe liegt, das aber erſt nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.“

„Fordre was du willſt, engliſcher Geiſt!“ rief ich aus, „aber bringe mich nicht zur Verzweiflung.“ Sie lächelte und verſetzte: „Wollen Sie ſich meinem Dienſte widmen, ſo hören Sie die Bedingungen! Ich komme hieher, eine Freundin zu beſuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke. Indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dies Käſtchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es über-

nehmen? Sie haben dabei weiter nichts zu tun, als das Käſtchen mit Sorgfalt in und aus dem Wagen zu heben; wenn es darin ſteht, ſich daneben zu ſetzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirtshaus, ſo haben Sie nichts zu tun, als das Käſtchen auf den Tiſch zu ſetzen, in eine beſondere Stube, in welcher Sie weder wohnen noch ſchlafen dürfen. Sie verſchließen die Zimmer jedesmal mit dieſem Schlüſſel, der alle Schlöſſer auf- und zuſchließt und dabei die beſondre Eigenſchaft hat, daß niemand in der Zwiſchenzeit das Schloß zu eröffnen im ſtande iſt."

Ich ſah ſie an, mir ward ſonderbar zumute; ich verſprach ihr, alles zu tun, wenn ich hoffen könnte, ſie bald wieder zu ſehen, und wenn ſie mir dieſe Hoffnung mit einem Kuß verſiegelte. Sie tat es, und von dem Augenblick war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich ſollte mir nun die Pferde beſtellen, ſagte ſie. Wir beſprachen die Route, die ich nehmen, die Orte, wo ich mich aufhalten und ſie erwarten ſollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie ſchien gerührt bei dem Abſchied, und ich wußte ſchon nicht mehr, was ich tat oder tun ſollte.

Als ich von meiner Beſtellung zurückkam, fand ich die Türe verſchloſſen. Ich verſuchte gleich meinen Hauptſchlüſſel, und er machte ſein Probeſtück vollkommen. Die

Türe sprang auf, ich fand das Zimmer leer; nur das Kästchen stand auf dem Tische, wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kästchen sorgfältig hinunter, setzte es neben mich. Die Wirtin fragte: „Wo ist denn die Dame?" Ein Kind antwortete: „Sie ist in die Stadt gegangen." Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern abend mit bestaubten Kamaschen angekommen war. Daß ich nun, bei guter Muße, diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Projekte machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen schielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und ruhte nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangte, wohin sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonderes Zimmer gestellt, ein paar Wachslichter daneben, unangezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und tat mir etwas zugute.

Eine Zeit lang konnte ich mich mit dem Andenken an sie beschäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt, ohne Gesellschaft zu leben; ich fand sie bald an Wirtstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieser

Gelegenheit an zu ſchmelzen und verlor ſich einen Abend völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorſichtig einem leidenſchaftlichen Spiel überlaſſen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Geld entblößt, mit dem Anſehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß, ob und wenn meine Schöne ſich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt ſehnte ich mich nach ihr und glaubte nun gar nicht mehr ohne ſie und ohne ihr Gold leben zu können.

Nach dem Abendeſſen, das mir gar nicht geſchmeckt hatte, weil ich es diesmal einſam zu genießen genötigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, ſprach mit mir ſelbſt, verwünſchte mich, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungebärdig. Auf einmal hör' ich in dem verſchloſſenen Zimmer nebenan eine leiſe Bewegung, und kurz darauf an der wohlverſchloſſenen Türe pochen. Ich raffe mich auf, greife nach dem Hauptſchlüſſel, aber die Flügeltüren ſpringen auf und beim Schein der brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küſſe ihr Kleid, ihre Hände; ſie hebt mich auf, ich wage nicht ſie zu umarmen, kaum ſie anzuſehen; doch geſtehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — „Er iſt zu verzeihen," ſagte ſie: „nur verſpätet

Ihr leider Euer Glück und meins. Ihr müßt nun wieder eine Strecke weiter in die Welt fahren, ehe wir uns wiedersehen. Hier ist noch mehr Gold," sagte sie, „und hinreichend, wenn Ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat Euch aber diesmal der Wein und das Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhlicheres Wiedersehen hoffen."

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Türe verschloß sich; ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und sagte: „So wissen wir doch, warum Ihr Eure Türen auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel öffnen kann. Wir vermuteten, daß Ihr an Kostbarkeiten manches zu verwahren hättet; nun aber haben wir den Schatz die Treppe hinuntergehen sehn, und auf alle Weise schien er wert, daß er wohl aufbewahrt würde."

Ich versetzte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnungen meiner geheimnisvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich unmöglich losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst teuer anrechnen

zu wollen: denn indem sie mich gewissermaßen immer entfernt hielten, verleiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und indem ich nur suchte, ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immer hin, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerken konnte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie vorher. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um zu merken, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend, unzählbar zu sein, genommen hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, ich konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Barschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr hoch auf, daß sie sich nicht wieder sehen lasse, zählte mich im Ärger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das

Käſtchen zu öffnen, ob vielleicht in demſelben einige Hilfe zu finden ſei. Denn ob es gleich nicht ſchwer genug war, um Gold zu enthalten, ſo konnten doch Juwelen darin ſein, und auch dieſe wären mir ſehr willkommen geweſen. Ich war im Begriff, den Vorſatz auszuführen, doch verſchob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angeſagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenſchall genugſam aufgeregt, als mir der unangenehme Streich begegnete, daß beim Nachtiſche ein älterer Freund meiner liebſten Schönheit, von Reiſen kommend, unvermutet hereintrat, ſich zu ihr ſetzte und ohne große Umſtände ſeine alten Rechte geltend zu machen ſuchte. Daraus entſtand nun bald Unwille, Hader und Streit: wir zogen von Leder, und ich ward mit mehrern Wunden halbtot nach Hauſe getragen.

Der Wundarzt hatte mich kaum verbunden und verlaſſen; es war ſchon tief in der Nacht, mein Wärter ſchlief ein und die Türe des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnisvolle Freundin trat herein und ſetzte ſich zu mir ans Bett. Sie fragte mich nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Anteil zu ſprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewiſſen Balſam, ſo daß

ich mich geſchwind und entſchieden geſtärkt fühlte, ſo geſtärkt, daß ich mich erzürnen und ſie ausſchelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf ſie, auf die Leidenſchaft, die ſie mir eingeflößt, auf ihr Erſcheinen, ihr Verſchwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnſucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiel, und ich ſchwur ihr zuletzt, daß, wenn ſie nicht die Meinige ſein, mir diesmal nicht angehören und ſich mit mir verbinden wolle, ſo verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entſchiedene Antwort forderte. Als ſie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, kam ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden mit der entſchiedenen Abſicht mich zu verbluten. Aber wie erſtaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper ſchmuck und glänzend und ſie in meinen Armen fand!

Nun waren wir das glücklichſte Paar der Welt, wir baten einander wechſelſeitig um Verzeihung und wußten ſelbſt nicht recht warum. Sie verſprach nun, mit mir weiter zu reiſen, und bald ſaßen wir im Wagen, das Käſtchen gegen uns über am Platze der dritten Perſon. Ich hatte das Käſtchen niemals gegen ſie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein, davon zu reden, ob es gleich gegen uns über ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende

Verabredung beide dafür sorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Beschluß der Zimmer beschäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immer fortgezahlt; als es mit meiner Barschaft zu Ende ging, ließ ich sie es bemerken. — „Dafür ist leicht Rat geschafft", sagte sie, und deutete auf ein paar kleine Taschen, die oben an der Seite des Wagens angebracht waren, und die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldstücke heraus, sowie aus der andern einige Silberstücke, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, je nachdem es uns beliebte, fortzusetzen. So reisten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit andern froh, und ich dachte nicht daran, daß sie mich wieder verlassen könnte, um so mehr, als sie sich seit einiger Zeit entschieden guter Hoffnung befand, wodurch unsre Heiterkeit und unsre Liebe nur noch vermehrt wurde. Doch leider fand ich sie eines Morgens nicht mehr; und weil mir der Aufenthalt ohne sie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Kästchen, auf die gewohnte Weise, auf den Weg, versuchte die Kraft der beiden Taschen und fand sie noch immer bewährt.

Die Reise ging glücklich von statten, und wenn ich

bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wundersamen Begebenheiten erwartete, so ereignete sich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erstaunen, in Sorgen, ja in Furcht gesetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu fahren gewohnt war, so geschah es natürlich, daß ich oft im Finstern fuhr und es in meinem Wagen ganz dunkel war. Einmal bei so ganz finsterer Nacht war ich eingeschlafen, und als ich erwachte, sah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denselben und fand, daß er aus dem Kästchen hervorbrach, das einen Riß zu haben schien, eben als wär' es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit gesprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege; ich vermutete, daß ein Karfunkel im Kästchen liege, und ich wünschte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich so gut zurechte als ich konnte, so daß ich mit dem Auge unmittelbar auf dem Riß lag; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geschmack, ja mit Kostbarkeit möbliertes Zimmer hineinsah, eben, als hätte ich durch die Öffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinab gesehen. Zwar konnte ich nur einen Teil des Raums beobachten, der mich aber auf das Übrige

ſchließen ließ. Ein Kaminfeuer ſchien zu brennen, neben welchem ein Lehnſtuhl ſtand. Ich hielt den Atem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem, ſo kam von einer andern Seite des Zimmers ein Frauenzimmer mit einem Buche in der Hand, das ich ſogleich für meine Frau erkannte, obgleich ihr Bild nach dem allerkleinſten Maßſtab zuſammengezogen war. Die Schöne ſetzte ſich in den Seſſel ans Kamin, um zu leſen, legte die Kohlen mit einer niedlichen Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, daß das allerliebſte kleine Figürchen gleichfalls guter Hoffnung war. Ich fand mich genötigt, aus meiner unbequemen Stellung mich zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum ſei, war das Licht verſchwunden, und ich blickte nur in eine leere Finſternis.

Der neue Raimund

Wie ich erstaunt, ja erschrocken war, läßt sich begreifen. Ich machte mir tausend Gedanken über diese Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber schlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben. Doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Kästchen nur desto sorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Erscheinung in völliger menschlicher Größe wünschen oder fürchten sollte.

Nach einiger Zeit trat meine Schöne denn wirklich gegen Abend im weißen Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so schien sie mir wirklich länger geworden zu sein, als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen gegen Abend an Länge ganz merklich zunehmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte sie nicht recht frohmütig an eine beklemmte Brust drücken.

„Mein Liebster," sagte sie, „ich fühle nun leider an deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehen; du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde. Dein Glück und das meinige ist hierdurch unterbrochen, ja, es steht auf dem Punkte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlassen und weiß nicht, ob ich dich wiedersehen kann."

Ihre Gegenwart, die Anmut, mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich umfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige, genug, ich tat so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

„Prüfe dich selbst," sagte sie, „ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweierlei Gestalt mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Wesens nicht auch deine Leidenschaft verringern werde."

Ich sah sie an; schöner war sie als jemals, und ich dachte bei mir selbst: ist's denn ein so großes Unglück, eine Frau zu besitzen, die von Zeit zu Zeit ein Zwerglein wird, so daß man sie im Kästchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn sie zur Riesin würde und ihren Mann in den Kasten steckte? Meine Heiterkeit war zurück-

gekehrt: ich hätte sie um alles in der Welt nicht fahren lassen. — „Bestes Herz", versetzte ich, „laß uns bleiben und sein, wie wir gewesen sind. Könnten wir's beide denn besser haben! Bediene dich deiner Bequemlichkeit, und ich verspreche dir, das Kästchen nur desto sorgfältiger zu tragen. Wie sollte das Niedlichste, was ich in meinem Leben gesehen, einen schlimmen Eindruck auf mich machen! Wie glücklich würden die Liebhaber, wenn sie dergleichen Miniaturbilder besitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein solches Bild, eine kleine Taschenspielerei. Du prüfst mich und neckst mich; du sollst aber sehen, wie ich mich halten werde."

„Die Sache ist ernsthafter, als du denkst", sagte die Schöne; „indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß du sie heiter nimmst: denn für uns beide kann noch immer die heiterste Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Möglichste tun; nur versprich mir, dieser Entdeckung niemals vorwurfsweise zu gedenken. Dazu füge ich noch eine Bitte recht inständig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in acht."

Ich versprach, was sie begehrte, ich hätte zu und immerzu versprochen; doch sie wendete selbst das Gespräch um, und alles war im vorigen Gleise.

Wir hatten nicht Ursache, den Ort unsres Aufenthaltes zu verändern; die Stadt war groß, die Gesellschaft

vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfest.

Bei allen solchen Freuden war meine Frau sehr gerne gesehen, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ihr gutes einschmeichelndes Betragen, das doch mit einer gewissen Hoheit verknüpft war, machte sie jedermann lieb und ehrenwert. Dabei spielte sie herrlich die Laute und sang dazu; damit mußten denn alle geselligen Nächte gekrönt werden.

Ich muß gestehen, daß ich mir aus Musik niemals viel habe machen können, ja, sie brachte vielmehr eine unangenehme Wirkung auf mich hervor. Meine Schöne, die mir es bald abgemerkt hatte, suchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf diese Weise zu unterhalten; dagegen schien sie sich in Gesellschaft zu entschädigen, wo sie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Ich will es nur gestehen, unsre letzte Unterredung, bei der ich zwar den besten Willen hatte, war doch nicht vermögend gewesen, die Sache bei mir ganz abzutun; vielmehr hatte sich meine Empfindungsweise ganz seltsam bestimmt, ohne daß ich es mir so deutlich bewußt gewesen wäre. Doch brach eines Abends in großer Gesellschaft der Unmut los, der sich lange heimlich bei mir genährt hatte, und mir entsprang daraus der größte Nachteil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, so liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eifersüchtig auf sie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir zwar gegen einander über, doch in ziemlicher Entfernung saßen, befand ich mich sehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir seit einiger Zeit reizend geschienen hatten. Unter Scherz- und Liebesreden sparte man des Weins nicht, indessen von der andern Seite ein paar Musikfreunde sich meiner Frau bemächtigt hatten und die Gesellschaft zu Gesängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böse Laune; die beiden Kunstliebhaber schienen zudringlich; der Gesang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, so wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und setzte ihn sehr unsanft nieder.

Durch die Anmut meiner Nachbarinnen fühlte ich mich sogleich zwar wieder gemildert; aber es ist eine böse Sache um den Ärger, wenn er einmal auf dem Wege ist. Er kochte heimlich fort, obgleich alles mich hätte sollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit stimmen. Umgekehrt wurde ich nur noch tückischer, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Gesang zur Bewunderung aller übrigen begleitete. Unglücklicherweise erbat man sich eine all-

gemeine Stille. Also auch schwatzen sollte ich nicht mehr, und die Töne taten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinste Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied mit allgemeinem Beifall geendigt, als sie nach mir, und wahrlich recht liebevoll, herüber sah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunterschlang und einen neuen füllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie mir lieblich drohend. „Bedenken Sie, daß es Wein ist!" sagte sie, nicht lauter, als daß ich es hören konnte. — „Wasser ist für die Nixen!" rief ich aus. — „Meine Damen," rief sie zu meinen Nachbarinnen, „kränzen Sie den Becher mit aller Anmut, daß er nicht so oft leer werde." — „Sie werden sich doch nicht meistern lassen!" zischelte mir die eine ins Ohr. — „Was will der Zwerg?" rief ich aus, mich heftiger gebärdend, wodurch ich den Becher umstieß. — „Hier ist viel verschüttet!" rief die Wunderschöne, tat einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder an sich heranziehn. Es gelang ihr wirklich, um so mehr, als sie aufstand, aber nur, als wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte, und zu präludieren fortfuhr.

Als ich den Wein über das Tischtuch fließen sah, kam

ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte. Ich war recht innerlich zerknirscht. Zum erstenmal sprach die Musik mich an. Die erste Strophe, die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Gesellschaft gleichsam auseinander und fühlte sich einzeln, abgesondert, niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber was soll ich von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Anmut und Übermut Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unserm Zimmer angelangt, als sie sich höchst freundlich und anmutig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen zu machen wußte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: „Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern abend das rührende Abschiedlied. Singe nun auch einmal mir zuliebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum erstenmal kennen lernten."

„Das vermag ich nicht, mein Freund", versetzte sie mit Ernst. „Das Lied von gestern abend bezog sich auf unsere

Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung, die du mir gegen Versprechen und Schwur bezeigt hast, hat für uns beide die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück, und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen."

Hierauf drang ich in sie und bat, sie möchte sich näher erklären. Darauf versetzte sie: „Das kann ich leider wohl jetzt, aber dann ist es auch um mein Bleiben bei dir getan. Da es jedoch ganz einerlei ist, ob ich rede oder schweige, so vernimm, was ich dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte. Die Gestalt, in der du mich im Kästchen erblickt hast, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamme des König Edwins, des mächtigen Königs der Zwerge, von dem die Geschichte so vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor alters tätig und geschäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihren Arbeiten zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerter, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnisvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten. Jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes und übertreffen darin alle anderen Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du durch unsere Werkstätten und Waren-

lager hindurchgehen ſollteſt. Dies wäre nun alles gut, wenn nicht überhaupt bei der ganzen Nation, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein beſonderer Umſtand einträte."

Da ſie einen Augenblick innehielt, erſuchte ich ſie fortzufahren; worauf ſie mir denn ſogleich willfahrte.

„Es iſt bekannt," ſagte ſie, „daß Gott, ſobald er die Welt erſchaffen hatte, ſo daß das Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich daſtand, daß Gott, ſage ich, ſogleich vor allen Dingen die Zwerglein erſchuf, damit auch vernünftige Weſen wären, welche ſeine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anſtaunen und verehren könnten. Ferner iſt bekannt, daß dieſes kleine Geſchlecht ſich nachher erhoben und ſich die Herrſchaft der Erde anzumaßen gedacht, weshalb denn Gott die Drachen erſchaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen ſich in den großen Höhlen und Spalten ſelbſt einzuniſten und dorten zu wohnen pflegten, auch viele derſelben Feuer ſpieen und manches anderes Wüſtes begannen, ſo wurde dadurch den Zwerglein gar große Not und Kummer bereitet, ſo daß ſie nicht mehr wußten, wo aus noch ein, und ſich daher zu Gott dem Herrn gar demütiglich und flehentlich wendeten, und im Gebet anriefen: er möchte doch dieſes unſaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun gleich

nach seiner Weisheit sein Geschöpf zu zerstören nicht beschließen mochte, so ging ihm doch der armen Zwerglein große Not dergestalt zu Herzen, daß er sogleich die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen, ausrotten oder wenigstens vermindern sollten.

Aber als nun diese so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Mut und Dünkel, weswegen sie gar manches Frevelhafte, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Not sich zu dem Herren wandten, welcher sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen sowie Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlechte der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachteil mit sich führt.

Da nämlich auf der Welt nichts bestehen kann, sondern alles, was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind wir auch in dem Falle, daß wir, seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksale am

erſten unterworfen iſt. Deshalb haben unſere weiſen Meiſter ſchon vor alten Zeiten den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe heraus ins Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, wodurch das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und von dem gänzlichen Verfall gerettet werde."

Indeſſen meine Schöne dieſe Worte ganz treuherzig vorbrachte, ſah ich ſie bedenklich an, weil es ſchien, als ob ſie Luſt habe, mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß ſie mich anſtatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben ſollen, meine Vorfahren ſeien von Gott unmittelbar erſchaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte ſie freundlich: „Aber ſage mir, mein liebes Kind, wie kommſt du zu dieſer großen, anſehnlichen Geſtalt? denn ich kenne wenig Weiber, die ſich dir an prächtiger Bildung vergleichen können." — „Das ſollſt du erfahren", verſetzte meine Schöne. „Es iſt von jeher im Rate der Zwergenkönige hergebracht, daß man ſich ſo lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde.

Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu schicken, wenn nicht mein nachgeborner Bruder so klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen sogar aus den Windeln verloren habe und man nicht weiß, wo er hingekommen ist. Bei diesem in den Jahrbüchern des Zwergenreichs ganz unerhörten Falle versammelte man die Weisen, und kurz und gut, der Entschluß ward gefaßt, mich ins Land zu schicken."

„Der Entschluß!" rief ich aus; „das ist wohl alles schön und gut; man kann sich wohl entschließen, man kann etwas beschließen, aber einem Zwerglein diese Göttergestalt zu geben, wie haben eure Weisen dies zustande gebracht?"

„Dies war auch schon", sagte sie, „von unseren Ahnherren vorgesehen. In dem königlichen Schatze liegt ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich spreche jetzt von ihm, wie er mir vorkam, da er mir als einem Kinde ehemals an seinem Ort gezeigt wurde: denn es ist der, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergestalt zu Werke. Man unterrichtete mich von allem, was bevorstehe, und belehrte mich, was ich zu tun und zu lassen habe.

Ein köstlicher Palast nach dem Muster des liebsten Sommeraufenthaltes meiner Eltern wurde verfertigt: ein

Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünschen kann. Er ſtand am Eingange einer großen Felskluft und verzierte ſie auf das beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin, meine Eltern mit mir, die Armee paradierte, und vierundzwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb lag er, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werk. Ich trat vor das Gebäude hinaus, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In kurzer Zeit war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. In dieſem Augenblicke verſchloſſen ſich Fenſter, Türen und Tore, die Seitenflügel zogen ſich ins Hauptgebäude zurück, ſtatt eines Palaſtes ſtand ein Käſtchen neben mir, das ich ſogleich auffaßte und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſo ſtark zu ſein, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniſſe ſtehen und deswegen oft gewaltig von ihnen geplagt werden.

Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich dir viel zu erzählen. Genug, ich prüfte manchen, aber niemand ſchien mir wert als du, den Stamm des herrlichen Edwins zu erneuern und zu verewigen."

Bei allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter unwillkürlich der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hätte. Ich tat verſchiedene Fragen, worauf ich aber keine ſonderlichen Antworten erhielt, zu meiner größten Betrübnis aber erfuhr, daß ſie nach dem, was begegnet, notwendig zu ihren Eltern zurück müßte. Sie hoffte aber, wieder zu mir zu kommen, doch jetzt müßte ſie ſich ſtellen, weil ſonſt für ſie ſowie für mich alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen, und was ſonſt noch alles daraus entſtehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen könnte, fragte ich nicht weiter, was ſonſt noch geſchehen möchte. Ich zuckte die Achſeln, ich ſchwieg, und ſie ſchien mich zu verſtehen.

Wir packten zuſammen und ſetzten uns in den Wagen, das Käſtchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palaſte anſehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Poſtgeld und Trinkgeld wurden aus den Täſchchen rechts und links bequem und reichlich gezahlt, bis wir endlich in eine ziemlich gebirgige Gegend ge-

langten, den Wagen im Posthof stehen ließen, meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche und hieß mich das Kästchen niedersetzen. Darauf sagte sie: „Lebe wohl! du findest den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wiederzusehen."

In diesem Augenblick war mir's, als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag, oder wenn ihr wollt, ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen, aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

„Ist denn gar keine Möglichkeit," rief ich aus, „daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten könntest?" Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Gebärden und Tönen, daß sie gerührt schien und, nach einigem Bedenken, mir endlich gestand, daß eine Fortdauer unserer Verbindung nicht ganz unmöglich sei. Wer

war glücklicher als ich! Meine Zudringlichkeit ward immer lebhafter, daß sie endlich mit der Sprache herausrückte und mir entdeckte, daß wenn ich mich entschließen könnte, mit ihr so klein zu werden, als ich sie schon gesehen, so könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übergehen. Auch dieser Vorschlag war mir nicht ganz recht; doch konnte ich mich einmal in diesem Augenblick nicht von ihr losreißen, und ans Wunderbare seit geraumer Zeit schon gewöhnt, zu raschen Entschlüssen aufgelegt, schlug ich ein und sagte, sie möchte mit mir machen, was sie wollte.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausstrecken, sie stützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldnen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war dies geschehen, so fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog sich zusammen und folterte mich entsetzlich. Ich tat einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verschwunden war. Mir war es indessen seltsam zu Mute, ich wüßte gar keinen Ausdruck dafür; auch bleibt mir nichts übrig zu sagen, als daß ich mich sehr bald in kleiner niedriger Person neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen fand. Die Freude des Wiedersehens

nach einer kurzen und doch so seltsamen Trennung, oder wenn ihr wollt, eine Wiedervereinigung ohne Trennung, übersteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, sie erwiderte meine Liebkosungen, und das kleine Paar fühlte sich so glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr einen Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinahe ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erstaunt war ich, das Kästchen dort zu sehen, völlig in dem Zustande, wie ich es niedergesetzt hatte.

„Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an: du wirst Wunder sehen", sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und kaum hatte ich angepocht, so erlebt' ich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten sich aus dem Kästchen heraus und zu gleicher Zeit fielen wie Schuppen und Späne verschiedene Teile herunter, da mir denn Türen und Fenster, Säulengänge und manches andre auf einmal zu Gesichte kam.

Wer einen Schreibtisch von Röntgen gesehn hat, wie mit einem Zug so viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer sich auf einmal oder kurz aufeinander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin

nunmehr hineinführte. In dem Hauptſale erkannte ich gleich das Kamin, das ich ehemals von oben geſehen, den Seſſel, worauf ſie geſeſſen; und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge zu ſehen, durch den ich hereingeſchaut hatte. Ich verſchone euch mit der Beſchreibung des übrigen; genug, alles war geräumig, köſtlich und geſchmackvoll.

Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von weitem einen Ton vernahm, der ungefähr wie ein Mückengeſumſe ſich vernehmen ließ, nur um ein weniges ſtärker und regelmäßiger. Meine ſchöne Hälfte ſprang vor Freuden auf, indem ſie mir mit Entzücken die Ankunft ihres lieben Vaters verkündigte. Hier traten wir unter die Türe und erblickten wirklich aus einer anſehnlichen Felskluft den Zug ſich bewegen, der aus Soldaten, Bedienten und Hausoffizianten und aus einem glänzenden Hofſtaate zu beſtehen ſchien. Endlich erblickte man ein goldenes Gedränge und in demſelben den König ſelbſt. Als ſich der ganze Zug vor dem Palaſte aufgeſtellt hatte, trat der König mit ſeiner nächſten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, ſie riß mich mit ſich fort, wir warfen uns ihm zu Füßen, und als er mich ſehr gnädig aufhub und ich vor ihm zu ſtehen kam, bemerkte ich erſt, daß ich freilich in dieſer kleinen Welt die anſehnlichſte Statur hatte. Wir gingen zuſammen

nach dem Palaſte, da mich denn der König in Gegenwart ſeines ganzen Hofes mit einer wohlſtudierten Rede, worin er ſeine Überraſchung ausdrückte, uns hier zu finden, bewillkommte, mich als ſeinen Schwiegerſohn erkannte und die Trauungszeremonie auf morgen anſetzte.

Wie ſchrecklich ward mir auf einmal zu Mute, als ich von Heirat reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor faſt mehr als vor der Muſik ſelbſt, die mir doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen, die Muſik machen, ſagte ich oft zu mir ſelbſt, bilden ſich doch wenigſtens ein, untereinander einig und in Übereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo bilden ſie ſich wirklich zuletzt auf einem gewiſſen Punkte ſämtlich ein, die Sache ſei nunmehr aufs Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Kapellmeiſter ſelbſt iſt in dieſem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdes uns andern immer die Ohren gellen. Bei dem Ehſtand hingegen iſt dies nicht der Fall: denn ob er gleich eigentlich nur ein Duett iſt, und man doch denken ſoll, zwei Stimmen, zwei Inſtrumente müßten einigermaßen übereingeſtimmt werden können, ſo iſt doch dieſes ſelten der Fall. Denn wenn der Mann einen Ton angibt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher, und der Mann wieder höher. Da geht es dann aus dem Kammerton in

den Chorton und immer höher, daß sogar die blasenden Instrumente nicht folgen können. Und also, da mir die harmonische Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann.

Von allen Festlichkeiten, worin der Tag mir hinging, kann und mag ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das kostbare Essen, der köstliche Wein, nichts wollte mir schmecken. Ich sann und überlegte, was ich zu tun hätte. Doch war da nicht viel auszusinnen: ich entschloß mich kurz und gut, als es Nacht wurde, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und so gut als möglich verbarg. Mein erstes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu bringen; welches mir keineswegs gelang. Vielmehr mußte ich fühlen, daß er enger ward, sobald ich ihn abziehen wollte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber sogleich nachließen, sobald ich von meinem Vorhaben abstand.

Frühmorgens wache ich auf, denn meine kleine Person hatte sehr gut geschlafen, und ich wollte mich eben weiter umsehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie erstaunte ich,

als alles um mich zu leben anfing und ein unendliches Ameisenheer über mich herabstürzte. Kaum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und mutig genug wehrte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich sollte mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich mit Höflichkeit, ja mit einer Art von Ehrfurcht näherte und sich sogar meiner Gunst empfahl. Ich vernahm, daß die Ameisen Alliierte meines Schwiegervaters seit einiger Zeit geworden, und daß er sie im gegenwärtigen Falle angerufen und sie verpflichtet, mich auf alle Weise herbeizuschaffen.

Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleineren. Ich sah der Trauung entgegen und mußte nur noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun auch von allen Zeremonien schweigen. genug, wir waren verheiratet. Der König zog mit seinem Gefolge zurück, ließ uns einen ansehnlichen Hofstaat; wir liebten uns, wir hatten Unterhaltung genug, was konnte mir nun fehlen. So lustig und munter es auch bei uns herging, so fanden sich doch Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was

mir noch niemals begegnet war; was und wie? das sollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß, die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportioniert, ja wenn man will, verhältnismäßig besseres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich; ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir alle diese Verhältnisse höchst angenehm.

Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, wobei ich mich unruhig und unglücklich fühlte. Nun begriff ich zum erstenmal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir selbst manchmal im Traum als ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.

Weil ich vermutete, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, so beschloß ich, ihn abzufeilen. Ich entwendete deshalb dem Hofgoldschmiede einige Feilen

und glücklicherweise war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht: ich hielt mich tapfer an die Arbeit. Sie war nicht gering. Denn das goldene Reifchen, so klein es aussah, war verhältnismäßig dichter geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammengezogen hatte. Alle einsamen Stunden wendete ich unbeobachtet zu diesem Geschäft an und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Türe zu treten. Das war mir wohl geraten: denn auf einmal sprang der goldene Reif mir mit Gewalt vom Finger, und meine Figur schoß zugleich mit solcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu stoßen glaubte und auf alle Fälle das Dach unsres Sommerpalastes durchgestoßen und das ganze Gewölb zerstört haben würde.

Da stand ich nun wieder, freilich um so vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehilflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, sah ich das Kästchen neben mir stehen, das ich ziemlich schwer fand, indem ich es aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station klug, woselbst ich gleich einspannen und fortfahren ließ.

Unterwegs machte ich sogleich den Versuch mit den Täschchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen schien, fand ich ein Schlüsselchen.

Es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Ersatz fand. So lange das währte, bediente ich mich des Wagens; zuletzt wurde dieser verkauft, um mich auf dem Postwagen fortzubringen. Die Schatulle verkaufte ich zuletzt, weil ich immer dachte, sie sollte sich noch einmal füllen; und so kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich gefunden habt.

Die gefährliche Wette

Die gefährliche Wette

Es war gerade die rechte Zeit, daß Sie uns am dritten Tage verließen, sagte der Schalk: denn noch denselbigen Abend fügte sich ein Unheil, in das Sie leicht hätten mit verwickelt werden können.

„Ich merkte wohl voraus," sagte Wilhelm, „daß bei euren Schwänken nicht viel Gutes zu hoffen war."

Ja, versetzte der andre, wir schwenkten freilich so lange, bis wir endlich einmal umwerfen mußten. Doch hören Sie die Geschichte:

Es war gerade nach Tisch, als einige sich im erhöhten, andre im erniedrigten Zustande fanden. Die einen lagen und schliefen ihren Rausch aus; die andern hätten ihn gern auf irgendeine mutwillige Weise ausgelassen. Sie wissen, wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof zu. Eine schöne Equipage, die mit vier Pferden hereinrasselte, zog uns an die Fenster. Die Bedienten sprangen vom Bock und halfen einem Herrn von stattlichem vornehmem Ansehen heraus, der ungeachtet

seiner Jahre noch rüstig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Nase fiel mir zuerst ins Gesicht, und ich weiß nicht, was für ein böser Geist mich anhauchte, so daß ich in einem Augenblick den tollsten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, sogleich auszuführen begann.

„Was dünkt euch von diesem Herren?" fragte ich die Gesellschaft. „Er sieht aus," versetzte der eine, „als ob er nicht mit sich spaßen lasse." — „Ja ja," sagte der andre „er hat ganz das Ansehen so eines vornehmen Rührmichnichtan." — „Und demohngeachtet," erwiderte ich ganz getrost, „was wettet ihr, ich will ihn bei der Nase zupfen, ohne daß mir deshalb etwas Übles widerfahre; ja, ich will mir sogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen."

„Wenn du es leistest," sagte der Baron, „so zahlt dir jeder einen Louisd'or."

„Kassieren Sie das Geld für mich ein," rief ich aus; „auf Sie verlasse ich mich."

„Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen", sagte der Kleine.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren", versetzte ich und sprang die Treppe hinunter.

Bei dem ersten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen sehr starken Bart hatte, und vermutete, daß keiner von seinen Leuten rasieren könne. Nun be-

gegnete ich dem Kellner und fragte: „Hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ — „Freilich!“ versetzte der Kellner, „und es ist eine rechte Not. Der Kammerdiener des Herren ist schon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will seinen Bart absolut los sein, und unser einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarschaft hingegangen.“

„So meldet mich an,“ versetzte ich: „führt mich als Bartscherer bei dem Herren nur ein, und Ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“ Ich nahm das Rasierzeug, das ich im Hause fand, und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Gravität, besah mich von oben bis unten, als ob er meine Geschicklichkeit aus mir herausphysiognomieren wollte. „Versteht Er Sein Handwerk?“ sagte er zu mir.

„Ich suche meinesgleichen,“ versetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“ Auch war ich meiner Sache gewiß: denn ich hatte früh die edle Kunst getrieben und war besonders deswegen berühmt, weil ich mit der linken Hand rasierte.

Das Zimmer, in welchem der Herr seine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade so gelegen, daß unsre Freunde füglich hereinsehen konnten, besonders wenn die Fenster offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Patron hatte sich gesetzt und das Tuch umgenommen. Ich trat ganz bescheidentlich vor

ihn hin und sagte: „Exzellenz! mir ist bei Ausübung meiner Kunst das Besondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasiert habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Ursache bald da, bald dort gesucht, endlich aber gefunden, daß ich meine Sache in freier Luft viel besser mache als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Exzellenz deshalb erlauben, daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effekt zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden." Er gab es zu, ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den starken Bart mit großer Anmut einzuseifen. Ebensoleicht und behend strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Nase zu fassen und sie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel: man sah, daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen schwarzen, aber freundlichen Blick und sagte: „Er verdient, mein Freund, vor vielen seinesgleichen gelobt zu werden:

denn ich bemerke an Ihm weit weniger Unarten als an andern. So fährt Er nicht zwei-, dreimal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit einem Strich getan; auch streicht Er nicht, wie mehrere tun, sein Schermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrat nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist Seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier ist etwas für Seine Mühe", fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. „Nur Eines merk' Er sich: daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird Er diese bäurische Sitte künftig vermeiden, so kann Er wohl noch in der Welt Sein Glück machen."

Ich verneigte mich tief, versprach alles Mögliche, bat ihn, bei allenfallsiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte, was ich konnte, zu unsern jungen Gesellen, die mir zuletzt ziemlich Angst gemacht hatten. Denn sie verführten ein solches Gelächter und ein solches Geschrei, sprangen wie toll in der Stube herum, klatschten und riefen, weckten die Schlafenden, und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich selbst, als ich ins Zimmer trat, die Fenster vor allen Dingen zumachte und sie um Gottes willen bat, ruhig zu sein, doch endlich selbst mitlachen mußte über das Aussehen einer närrischen Handlung, die ich mit so vielem Ernste durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit sich die tobenden Wellen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu, und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte, des andern Tages auseinanderzugehen. Aber uns war nicht bestimmt, mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können, so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fahrige genannt, hatte ein Liebesverständnis mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen, und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte; genug, er erzählt ihr den Spaß, und so wollten sie sich nun zusammen totlachen. Dabei blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Märe lachend weiter, und so mochte sie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst: denn es war den Tag über genug getobt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns sehr zugetan war, hereinsprang und rief: „Rettet euch, man wird euch totschlagen!" Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er war aber schon zur Tür wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den

Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Türe pochen und schlagen, ja wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück; alle waren verstummt: „Wir sind verraten," rief ich aus, „der Teufel hat uns bei der Nase!"

Der Baron griff nach seinem Degen und unser großer Christoph zeigte hier abermals seine Riesenkraft. Er schob ohne Beihilfe eine schwere Kommode vor die Türe, die glücklicherweise hereinwärts ging. Doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unsre Tür.

Schon fing das obere Feld sich an zu spalten. St. Christoph sprach mit dem Baron leise, der Baron faßte mich und zog mich zu einer Hintertüre hinaus. Wir gelangten auf einen Gang, der etwas niedriger war, und sprangen in den Garten. Wir verloren einander bald in der Nacht und ich habe ihn seit der Zeit nicht wieder gesehen. St. Christoph aber habe ich auf meinen Irrfahrten noch einmal gefunden, der mir folgendes erzählte. In der schnellen Überlegung, daß dergleichen Händel nicht sowohl auf Mord und Totschlag als auf Beschimpfung hinausgehen, habe er dem Baron geraten sogleich zu fliehen und versprochen, seine Flucht zu decken. Nach unserer Entfernung sei es toll genug hergegangen:

die Türe sei nach und nach in Stücken zusammengefallen; er habe zu dem Bollwerk seiner Kommode noch Tische und Stühle hinzugefügt, den ersten, der dennoch herübergekommen, bei den Haaren gefaßt und so auch den zweiten und sie mit den Köpfen gegeneinander gestoßen. Zwei der unsrigen haben ihm beigestanden, die übrigen aber nach unserem Beispiel die Flucht ergriffen. Es habe von beiden Seiten entsetzliche Schläge gesetzt, bis endlich der Wirt mit den Nachbarn herbeigekommen und die Streitenden auseinandergebracht. Der aufgebrachte Herr hatte, wie man nachher erfuhr, den Bedienten und ihren Helfershelfern für diese Expedition eine ansehnliche Summe versprochen.

Der Baron, wollte man wissen, habe nachher den alten Herrn herausgefordert, um auch die Schmach der Flucht von sich abzulehnen und die Sache auf eine ritterliche Weise abzutun. Was aber weiter daraus gefolgt, wüßte ich nicht zu sagen. Ich strich auf meine Weise bequem und läßlich durch die Welt, bis die Louisd'or und der Gulden vertan waren, die ich mir auf eine so verwegene Weise erworben hatte.

Die pilgernde Törin

Die pilgernde Törin

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereien seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das eines Fürsten würdig wäre; und in der Tat, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pachtungen, seine Manufakturen, sein Hauswesen auf sechs Meilen umher die Hälfte der Einwohner ernähren, so ist er durch sein Ansehen und durch das Gute, das er stiftet, wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße, und ihm gefiel, in einem Lustwäldchen auszuruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt. Ein sauber gefaßter Brunnen sendet sein Wasser über Wurzeln, Stein und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei sich. Nun versuchte er zu lesen, öfters durch Vögelgesang, manchmal durch den Schritt eines Wanderers angenehm abgezogen und zerstreut.

Ein schöner Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer sich gegen ihn bewegte. Sie verließ die Straße, indem sie sich Ruhe und Erquickung an dem frischen Orte zu versprechen schien, wo er sich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überrascht wie er war. Die Pilgerin mit den schönsten Augen von der Welt und einem Gesicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete sich an Körperbau, Gang und Anstand dergestalt aus, daß er unwillkürlich von seinem Platze aufstand und nach der Straße blickte, um das Gefolg kommen zu sehen, das er hinter ihr vermutete. Dann zog die Gestalt abermals, indem sie sich edel gegen ihn verbeugte, seine Aufmerksamkeit auf sich, und mit Ehrfurcht erwiderte er den Gruß. Die schöne Reisende setzte sich an den Rand des Quells, ohne gesprochen zu haben, und mit einem Seufzer.

Seltsame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: dieser Seufzer ward in der Stille von mir erwidert. Ich blieb stehen ohne zu wissen, was ich sagen oder tun sollte. Meine Augen waren nicht hinreichend, diese Vollkommenheiten zu fassen. Ausgestreckt wie sie lag, auf einen Ellbogen gelehnt, es war die schönste Frauengestalt, die man sich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß; ganz bestaubt deu-

teten sie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre seidenen Strümpfe so blank, als wären sie eben unter dem Glättstein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare schienen diesen Morgen erst gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; sie war angezogen, als wenn sie zum Balle gehen sollte. Auf eine Landstreicherin deutete nichts an ihr, und doch war sie's; aber eine beklagenswerte, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzte ich einige Blicke, die sie auf mich warf, sie zu fragen, ob sie allein reise. „Ja, mein Herr", sagte sie. „Ich bin allein auf der Welt." — „Wie? Madam, Sie sollten ohne Eltern, ohne Bekannte sein?" — „Das wollte ich eben nicht sagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bekannte genug; aber keine Freunde." — „Daran", fuhr ich fort, „können Sie wohl unmöglich schuld sein. Sie haben eine Gestalt und gewiß auch ein Herz, denen sich viel vergeben läßt."

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Kompliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmlische Augen vom vollkommensten reinsten Blau, durchsichtig und glänzend; hierauf sagte sie mit edlem Tone: Sie könne es einem Ehrenmann, wie ich zu sein scheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er

allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr sei das schon öfter entgegen gewesen; aber, ob sie gleich fremd sei, obgleich niemand das Recht habe, sie auszuforschen, so bitte sie doch zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie niemand Rechenschaft schuldig sei, nötigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geschlecht befürchte, nur eingebildet seien, und daß die Ehre eines Weibes, selbst unter Straßenräubern, nur bei Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe. Übrigens gehe sie nur zu Stunden und auf Wegen, wo sie sich sicher glaube; spreche nicht mit jedermann und verweile manchmal an schicklichen Orten, wo sie ihren Unterhalt durch Dienstleistungen erwerben könne, der Art gemäß, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlider neigten sich, und ich sah einige Tränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle, so wenig als an einem achtungswerten Betragen. Ich bedaure sie nur, daß irgendeine Notwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so wert scheine, Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr

mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf ebenso besorgt sei als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen, denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie, eben um des Rufs willen, der denn doch am Ende meistenteils weniger Wirkliches als Mutmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt sein wolle. Darauf bestimme man sich, und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Äußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei der schönen Abenteurerin vermuten. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß, in die Welt zu laufen, nicht gut begreifen konnte, vermutete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheiraten wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sei; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst und fürchtete, sie möchte weiter reisen. Er konnte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblicht verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je

Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanenhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit sehr lieblichem Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur, was verdient ausgezeichnet zu werden, es sei an Möbeln, Malereien, oder es betreffe die Einteilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek, sie kennt die guten Bücher und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner lustiger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sei ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so

oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirtinnen zu verlangen. „Erlauben Sie," fügte sie hinzu, „daß ich eine Blume auf einem Ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen." Fräulein von Revanne versetzte darauf: daß es ihr sehr leid tue, keinen aufgezogenen Grund zu haben, und deshalb das Vergnügen, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, entbehren müsse. Alsbald wandte die Pilgerin ihren Blick auf das Klavier: „So will ich denn", sagte sie, „meine Schuld mit Windmünze abtragen, wie es auch ja sonst schon die Art umherstreifender Sänger war." Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen, die eine sehr geübte Hand verkündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sei, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten sich mit Tränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an; aber auf einmal überraschte sie jedermann, indem sie ein mutwilliges Lied, mit der schönsten Stimme von der Welt, lustig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, daß diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeiht man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel so geschwinde?
Da kaum der Tag in Osten graut.
Hat wohl der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen?
Auf den beschneiten wilden Höhn:

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich bessern Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt.
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah wie Adam völlig nackt.

Warum auch ging er solche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freilich schön im Mühlgehege
Wie sonst im Paradiese war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Silbe von Verrat!
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze Tat!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug!
Sie hieß den raschen Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht die nie ein Ende nahm,
Und erst die Mutter anzuschreien
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da stand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüten!
Ein jeder schien ein andres Tier.
Da forderten sie Kranz und Blüten
Mit gräßlichem Geschrei von mir.
Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein!
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Muß man gar viel behender sein.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen zwanzig Jahre ſtehn.
Da raubten ſie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort,
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn!
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt die Diener auszuziehn.
Doch ſeid ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verraten müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß ſie ſich auf eine ſolche Weiſe vergeſſen konnte, und dieſer Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der ſich nicht immer gleich war. Aber, ſagte mir Herr von Revanne, auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht wie es zuging. Uns mußte die unausſprechliche Anmut, womit ſie dieſe Poſſen vorbrachte, beſtochen haben. Sie ſpielte neckiſch, aber mit Einſicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen, und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da ſie geendigt hatte, erſchien ſie ſo geſetzt wie vorher, und wir glaubten, ſie habe nur den Augenblick der Verdauung erheitern wollen.

Bald darauf verlangte ſie die Erlaubnis, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink ſagte meine Schweſter, wenn ſie nicht zu eilen hätte, und der Gaſthof ihr nicht mißfiele, ſo würde es uns ein Feſt ſein, ſie

mehrere Tage bei uns zu sehen. Ich dachte ihr eine Beschäftigung anzubieten, da sie sich's einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch diesen ersten Tag und den folgenden führten wir sie nur umher. Sie verleugnete sich nicht einen Augenblick: es war die Vernunft mit aller Anmut begabt. Ihr Geist war fein und treffend, ihr Gedächtnis so wohl ausgeziert, und ihr Gemüt so schön, daß sie gar oft unsere Bewunderung erregte und all unsre Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu tun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, indem sie sich gleich darauf in alles zu schicken wußte, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterin, und da sie damit an-

gefangen hatte bei uns zu Tafel zu sitzen, so zog sie sich nunmehr nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, und speiste mit uns ohne Bedenken; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens höchlich zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten, würde zuletzt das Geheimnis auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück? wir konnten helfen; war es ein Fehler? so ließ sich hoffen, unsre Vermittelung, unser Zeugnis würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrtums verschaffen können; aber alle unsre Freundschaftsversicherungen, unsre Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel wenn wir von ihrem Unglück sprachen: „das Unglück", sagte sie, „fällt über Gute und Böse. Es ist eine heilsame Arznei, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift." Suchten wir die Ursache ihrer Flucht

aus dem väterlichen Hause zu entdecken: „wenn das Reh flieht," sagte sie lächelnd, „so ist es darum nicht schuldig." Fragten wir, ob sie Verfolgung erlitten: „das ist das Schicksal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen." Aber wie hatte sie sich entschließen können, ihr Leben der Roheit der Menge auszusetzen, oder es wenigstens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte sie wieder und sagte: „dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verstand". Einmal, als die Unterhaltung sich zum Scherz neigte, sprachen wir ihr von Liebhabern und fragten sie, ob sie den frostigen Helden ihrer Romanze nicht kenne. Ich weiß noch recht gut, dieses Wort schien sie zu durchbohren. Sie öffnete gegen mich ein Paar Augen, so ernst und streng, daß die meinigen einen solchen Blick nicht aushalten konnten; und so oft man auch nachher von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmut ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes abgestumpft zu sehen. Gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb sie im ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel ohne sich ein Ansehen zu geben, schlicht ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Ängstlichkeit,

eher duldsam als sanftmütig, und mehr erkenntlich als herzlich bei Liebkosungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer gebildet einem großen Hause vorzustehen; uns doch schien sie nicht älter als einundzwanzig Jahre.

So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr gefiel bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Torheit schloß, die viel wunderlicher ist, als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu sein, sie immer zu vermissen.

Nun will ich die Torheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Torheit oft nichts weiter sei, als Vernunft unter einem andern Äußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerin und der komischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwei ihrer Inkonsequenzen, die Pilgerschaft selbst und das Lied.

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein funfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so frisch und wacker aussah als ein Dreißiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesundheit zu

gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftheit, Großmut seines Charakters; vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht wert geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Demungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend

zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er ſpäter bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundſchaft ſprach er von einer dauerhaften geheimen geſetzmäßigen Verbindung. Er beklagte ſich auch wohl und ſprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr ſagte: daß viele Wohltäter Übles für Gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: viele Wohltäter möchten ihren Begünſtigten ſämtliche Rechte gern abhandeln für eine Linſe.

Die ſchöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, ſcheint keine andere Abſicht gehabt zu haben, als ſich und andern alberne Streiche zu erſparen, indem ſie in dieſen bedenklichen Umſtänden einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit ſeines Alters, und drohte, wie gebräuchlich, ſein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch ebenſodringend; aufrichtig beide. Dieſes liebenswürdige Weſen hätte ſich hier wohl eines verdienten Zuſtandes verſichern können: denn beide Herren von Revanne beteuren, ihre Abſicht ſei geweſen, ſie zu heiraten.

Aber an dem Beiſpiel dieſes Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüt, hätte ſich auch der Geiſt durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnſinn ver-

irrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß sie auf einem äußersten Punkt stehe, wo es ihr wohl nicht leicht sein möchte, sich lange zu verteidigen. Sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feierliches Bündnis zu rechtfertigen. So war es und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohltäter. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt sein.

Eines Tages, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas allzu lebhaft erwiderte, nahm sie auf einmal ein naives Wesen an, das ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr," sagte sie, „ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freilich —" „Grausames Mädchen!" sagte Herr von Revanne, „ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt." — „Ach! mein Herr, dabei

ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —" „Wie? Mademoiselle, Sie wären —" „Ich denke wohl ja", sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Träne vorbrachte: denn niemals fehlt es Frauen an einer Träne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platz. — „Aber, Mademoiselle, das ist mir ganz unbegreiflich —" „Mir auch", sagte sie, und ihre Tränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne, am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: „Dies klärt mich auf! Ich sehe wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von seinem Erbteil so viel als nötig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich." — „Ach! mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon."

Verschwiegenheit fordern ist nicht das Mittel, sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er

mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte nichts weiter hervorbringen als: „Wie? Mademoiselle, ist es möglich?" — „Nun was denn? mein Herr", sagte sie, mit einem Lächeln, das bei einer solchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann — „Wie? was denn? gehen Sie, Mademoiselle, Sie sind mir ein schönes Wesen! Aber wenigstens sollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben. Es ist schon genug sie anzuklagen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Komplott mit meinem Vater. Sie geben mir beide einen Sohn, und es ist mein Bruder, das bin ich gewiß."

Mit eben derselben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die schöne Anklage: „Von nichts sind Sie gewiß; es ist weder Ihr Sohn, noch Ihr Bruder. Die Knaben sind bösartig; ich habe keinen gewollt. Und es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menschen, den Bösen, den Toren und den Ungetreuen."

Darauf ihr Herz ausschüttend: „Leben Sie wohl!" fuhr sie fort, „leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundsätze der Aufrichtigkeit. Diese sind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichtum. Gegen Arme seien Sie gut. Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer

sich kein Bedenken macht, das Bedenken eines schutzlosen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, der verdient sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie, zu Gunsten seiner Leidenschaften Entwürfe schmiedet, verdient die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren, und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten zu verlassen. Sie wissen ob ich untreu bin, Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohen. Aber weil Sie jung sind, sage ich Ihnen allein und vertraulich: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freund von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wiedersieht, wenn sein Herz rein genug sein wird, zu vermissen was er verloren hat."

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitze getroffen; Tränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg! Mademoiselle sei ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wiederfand. Und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, und ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Der Mann von funfzig Jahren

Der Mann von funfzig Jahren

Erstes Kapitel

Der Major war in den Gutshof hineingeritten, und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinaufführte. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters, und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen; und als Hilarie schnell hinwegging, das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: „Diesmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab. Das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegen-

wart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung ſoll bald in Ordnung ſein. Da ich zunächſt meinen Abſchied erwarte, ſo ſehe ich doch wieder ein tätiges Leben vor mir, das uns und den Unſrigen einen entſchiedenen Vorteil bringen kann. Wir ſehen ruhig zu, wie unſre Kinder emporwachſen, und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen?"

„Das wäre alles recht gut," ſagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimnis zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilariens Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen?"

„Was ſagſt du?" rief der Major; „iſt's möglich? indeſſen wir uns alle Mühe geben, uns ökonomiſch vorzuſehen, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag' mir, Liebe, ſag' mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilariens feſſeln konnte? Oder iſt es denn auch ſchon ſo arg? Iſt es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man hoffen kann wieder auszulöſchen?"

„Du mußt erſt ein wenig ſinnen und raten", verſetzte die Baronin und vermehrte dadurch nur ſeine Ungeduld. Sie war ſchon aufs Höchſte geſtiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühſtück brachten, hereintretend, eine ſchnelle Auflöſung des Rätſels unmöglich machte.

Der Major ſelbſt glaubte das ſchöne Kind mit andern Augen anzuſehen als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eiferſüchtig auf den Beglückten wäre, deſſen Bild ſich in einem ſo ſchönen Gemüt hatte eindrücken können. Das Frühſtück wollte ihm nicht ſchmecken, und er bemerkte nicht, daß alles genau ſo eingerichtet war, wie er es am liebſten hatte, und wie er es ſonſt zu wünſchen und zu verlangen pflegte.

Über dieſes Schweigen und Stocken verlor Hilarie faſt ſelbſt ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte ſich verlegen und zog ihre Tochter ans Klavier; aber ihr geiſtreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünſchte, das Frühſtück und das ſchöne Kind je eher je lieber entfernt zu ſehen, und die Baronin mußte ſich entſchließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuſchlagen.

Kaum waren ſie allein, ſo wiederholte der Major dringend ſeine vorige Frage; worauf ſeine Schweſter, nach einer Pauſe, lächelnd verſetzte: „Wenn du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt du nicht weit zu gehen, er iſt ganz in der Nähe: dich liebt ſie.“

Der Major ſtand betroffen, dann rief er aus: „Es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſte ſo verlegen wie

unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche, mich von meiner Verwunderung zu erholen, so sehe ich doch mit einem Blicke voraus, wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartetes Ereignis gestört werden müßten. Das einzige, was mich tröstet, ist die Überzeugung, daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine echte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihilfe verständiger Personen gleich wieder zurückkommt."

„Ich bin dieser Meinung nicht," sagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist."

„Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut", versetzte der Major.

„Es ist so unnatürlich nicht", sagte die Schwester. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen älteren Mann, als du bist. Du hast funfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern."

„Wodurch willst du aber deine Vermutung bekräftigen?" sagte der Major.

„Es ist keine Vermutung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst du nach und nach vernehmen."

Hilarie gesellte sich zu ihnen, und der Major fühlte sich, wider seinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart deuchte ihn noch lieber und werter als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller, und schon fing er an, den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war für ihn höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eigenen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemütlichkeit durchlebt; abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Klavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er

alles nach ſeiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; ſogar einige Kupferſtiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerkſam geworden war, ſo ſah er ſich bis auf jeden einzelnen Umſtand verſorgt und geſchmeichelt.

Nur wenige Stunden Schlaf bedurfte er diesmal; ſeine Lebensgeiſter waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach ſich ziehe. Er hatte ſeinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, ſeit mehrern Jahren kein böſes Wort gegeben: denn alles ging in der ſtrengſten Ordnung ſeinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren verſorgt und die Kleidungsſtücke gereinigt ehe der Herr aufſtand; nun war der Herr ſpäter zu Bette gegangen, die Pferde wurden ſpäter verſorgt, die Kleidungsſtücke ſpäter gereinigt, und der Herr war früher aufgeſtanden.

Aber noch ein anderer Umſtand geſellte ſich hinzu, um die Ungeduld und eine Art von böſer Laune des Majors zu vermehren. Sonſt war ihm alles an ſich und ſeinem Diener recht geweſen; nun aber fand er ſich, als er vor den Spiegel trat, nicht ſo wie er zu ſein wünſchte. Einige graue Haare konnte er nicht verleugnen, und von Runzeln ſchien ſich auch etwas eingefunden zu haben.

Er wischte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte, und war erstaunt einen so veränderten Herrn vor sich zu finden.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen, und er hatte nicht den Mut, sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken, wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange, zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, das ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief sie aus: „Du rätst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt.“ „So entdecke es nur bald!“ versetzte der Major; und erfuhr, daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzukehren gedenke. „Ich bin neugierig, ihn wieder zu sehen,“ sagte der Major, „er ist kein Jüngling mehr, und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“ —

„Er muß um zehn Jahr älter sein als du", versetzte die Baronin. — „Ganz gewiß," erwiderte der Major, „nach allem was ich mich erinnere."

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Man stutzte einen Augenblick, als man sich wiedersah. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald, als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und — Gefahr geraten, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen hatte der Major das äußere Behaben seines alten Freundes im ganzen und einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu sein, und es war kein Wun-

der, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer, als billig ist," sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzugroß." — „Keineswegs," versetzte der Major; „vielmehr bin ich voll Verwunderung, dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du schon ein gemachter Mann warst, als ich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelbschnabels dir in deinen Verlegenheiten beistand." — „Es ist deine Schuld," versetzte der andere, „es ist die Schuld aller deinesgleichen; und ob ihr schon darum nicht zu schelten seid, so seid ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Notwendige: man will sein und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt, und der Schein noch flüchtiger als das Sein ist, so merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel getan hätte, das Äußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen." — „Du hast recht", versetzte der Major, und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz recht," sagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich, bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Äußere nicht so lange aufstutzen wollte, als nur möglich ist. Ihr andern

aber habt Urſache, auf andere Dinge zu ſehen, die bedeutender und nachhaltiger ſind." — „Doch gibt es Gelegenheiten," ſagte der Major, „wo man ſich innerlich friſch fühlt und ſein Äußeres auch gar zu gern wieder anfriſchen möchte."

Da der Ankömmling die wahre Gemütslage des Majors nicht ahnen konnte, ſo nahm er dieſe Äußerung im Soldatenſinne, und ließ ſich weitläufig darüber aus: wie viel beim Militär aufs Äußere ankomme, und wie der Offizier, der ſo manches auf ſeine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerkſamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es iſt zum Beiſpiel unverantwortlich," fuhr er fort, „daß eure Schläfe ſchon grau ſind, daß hie und da ſich Runzeln zuſammenziehen, und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um ſich zu beſchädigen oder wenigſtens lange Weile zu machen."

Der Major fand bei dieſer zufälligen Unterredung zu ſehr ſeinen Vorteil, als daß er ſie ſo bald hätte abbrechen ſollen; doch ging er leiſe und ſelbſt gegen einen alten Bekannten mit Behutſamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider verſäumt!" rief er aus, „und nachzuholen

ist es nicht. Ich muß mich nun schon darein ergeben, und ihr werdet deshalb nicht schlimmer von mir denken."

„Versäumt ist nichts!" erwiderte jener, „wenn ihr andern ernsthaften Herrn nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen jeden, der sein Äußeres bedenkt, für eitel erklären, und euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu sein und selbst zu gefallen." — „Wenn es auch keine Zauberei ist," lächelte der Major, „wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimnis, oder wenigstens sind es Arkana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuproben wißt." — „Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, „so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Äußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgeteilt, für bares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharr' ich nun, ohne deshalb meine weiteren Forschungen aufzugeben. So viel kann ich dir sagen, und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir er-

proben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sei möglich, und diese Möglichkeit ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah, und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Übereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmutigen Aufmerksamkeiten getrost entgegenging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegner, als jener gleich nach Tisch sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh zum Vorschlag brachte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sei, und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von weitem dahin, indem er, das vorige Gespräch wieder auffassend, versicherte: er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Äußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genötigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!" versetzte der Freund; „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit berufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er eine Freude am Dasein hat? Fände die gute Gesellschaft — denn von der ist doch hier allein die Rede — nur alsdann diese Äußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden,

wenn des einen Menschen Freude an sich und seinem Wesen den andern hinderlich würde, Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern, und von diesem Übermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderliche verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Äußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existieren könnte: denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, diese Empfindung von sich selbst andern mitzuteilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmut macht anmutig. Wollte Gott! alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtsein, mit Maß und im rechten Sinn: so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie, und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben wissen, und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, so habe ich Ursache, mich auch deshalb für den glücklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu sein, und weil ich, je mehr

ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen ſchaffe. Ich werde gelobt, wo man andre tadelt, und habe gerade auf dieſem Wege das Recht und das Glück, noch in einem Alter das Publikum zu ergetzen und zu entzücken, in welchem andre notgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen."

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Übergang dienen, um dem Freunde auf eine geſchickte Weiſe ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgeſetzten Geſpräch das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen, und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich", ſagte er, „wäre ich garnicht abgeneigt, auch zu deiner Fahne zu ſchwören, da du es nicht für zu ſpät hältſt und glaubſt, daß ich das Verſäumte noch einigermaßen nachholen könne. Teile mir etwas von deinen Tinkturen, Pomaden und Balſamen mit, und ich will einen Verſuch machen."

„Mitteilungen", ſagte der andere, „ſind ſchwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinen Fläſchchen etwas abfülle, und von den beſten Ingredienzen meiner Toilette die Hälfte zurücklaſſe; die Anwendung iſt das Schwerſte. Man kann das Überlieferte ſich nicht gleich zu eigen

machen; wie dieſes und jenes paſſe, unter was für Umſtänden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen ſeien, dazu gehört Übung und Nachdenken; ja ſelbſt dieſe wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede iſt, ein angebornes Talent hat."

„Du willſt, wie es ſcheint," verſetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machſt mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du haſt nicht Luſt, mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die Tat zu prüfen."

„Durch dieſe Neckereien, mein Freund," verſetzte der andre, „würdeſt du mich nicht bewegen, deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerſt dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigene Luſt, Proſelyten zu machen, dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in andern zur Erſcheinung zu bringen, andre das genießen zu laſſen, was er ſelbſt genießt, und ſich in andern wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dies auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte, derjenige, der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch — abgeſehen von der Freundſchaft, die ich zu dir hege — die Luſt,

einen Schüler in der Verjüngerungskunst aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, daß er keine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Wie gesagt, weder die Spezereien noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Dir zuliebe und aus Lust, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir sogleich anbieten. Ich lasse dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkünstler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und für den Anfang dir von großem Nutzen sein wird, bis du dich in die Sache so hineinarbeitest, daß ich dir die höhern Geheimnisse endlich auch offenbaren kann."

„Wie!" rief der Major, „du hast auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunst? du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten?" — „Ganz gewiß!" versetzte jener. „Das müßte gar eine schlechte Kunst sein, die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hineintritt."

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach.

Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläser hergeben — sie wußte nicht wozu —, die Teilung ging vor sich, man war bis in die Nacht munter und geistreich zusammen. Bei dem späteren Aufgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach, in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden gewesen, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sei, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vorgehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Zeremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief.

Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich etwas mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamierten. Allein das süße Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles, was zum Anzug des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff, aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Übereilung protestierte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger Zeit aufzustehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sei. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mußten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleider zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit, und wünschte noch überdies Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse, fertig werden

zu wollen. Alles, was man tue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angezogen denn jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner zugestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung verwendete. Diese so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major eine besonders heitere Gemütsstimmung, so daß er sich von innen und außen erfrischt fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhängen lassen, weil abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen war, welche teils unverheiratet, teils in fernen Landen wohnhaft, teils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punktes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familiensorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte

ſich dieſe ganze Anſicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch ſeine Schweſter in dieſem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte ſich, der Major ſtand allein vor dem lakoniſchen Familiengemälde. Hilarie trat an ihn heran, lehnte ſich kindlich an ihn, beſchaute die Tafel und ſagte: wen er wohl alles von dieſen gekannt habe, und wer wohl noch leben und übrig ſein möchte.

Der Major begann ſeine Schilderung von den älteſten, deren er ſich noch aus ſeiner Kindheit nur dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verſchiedener Väter, die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denſelben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, ſprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heiratend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verſchwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillſchweigen überging er diejenigen, deren man ſich hätte zu ſchämen gehabt. Endlich kam er an die unterſten Reihen. Da ſtand nun ſein Bruder, der Obermarſchall, er und ſeine Schweſter, und unten drunter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſehen einander gerade genug ins Geſicht", ſagte der Major und fügte nicht hinzu, was er im Sinne hatte.

Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: „Und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!“ Zugleich ſah ſie mit ein Paar Augen an ihm hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich dich recht?“ ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts ſagen,“ verſetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht ſchon wiſſen.“ — „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!“ rief er und fiel ihr zu Füßen. „Willſt du mein ſein?“ — „Um Gottes willen, ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſein, ſtutzte ſie. „Wäre es ein Unglück,“ ſagte der Major, „Schweſter! ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden. Alle drei vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen, und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden hin. Nur wurden ſie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr, und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte

man Hilarien beſtimmt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Obermarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereignis der ganze Zuſtand verrückt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen, was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüter ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen, ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsrate, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten einander, nach ſo langer Trennung, auf das herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen zunächſt am Herzen lag. Der Sohn erging ſich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen

der Vater ihm genaue Nachricht gab, was zwiſchen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und ſonſt, verhandelt und beſchloſſen worden.

Das Geſpräch fing ſchon einigermaßen an zu ſtocken, als der Sohn ſich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd ſagte: „Sie behandeln mich ſehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Beſitztümern und Vermögen, und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigſtens zum teil, es mir eigen werden ſoll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten, daß ich ihn ſelbſt ausſpreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu ſein."

Der Major befand ſich bei dieſen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit: da es aber teils ſeiner Natur, teils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforſchen, ſo ſchwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an. — „Sie erraten nicht, mein Vater, was ich zu ſagen habe," fuhr der Leutnant fort, „und ich will es nur raſch ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlaſſen, die, bei ſo vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es geſagt ſein, und ſo ſei es

gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte; aber eine andre hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich entschieden ist dieser Hang; Sie werden mich nicht unglücklich machen."

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sei, welche sich seiner so ganz bemächtigen können. — „Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater; denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohns."

„Wer ist sie denn?" fragte der Major. „Wenn du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht imstande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen: denn diese sind doch wohl eher auszusprechen." — „Wohl, mein Vater!" versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer andern anders sein, anders auf eine andere wirken. Sie ist eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und so wert es zu sein, von vielen

umgeben, von eben so vielen geliebt, von eben so vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betrüge, mir schon von Herzen angehörig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schönen Witwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmut, jene zarte Gunstbezeugungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber diesmal war ihm selbst so viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben, und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit", begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Übereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heiratet sie einen Fremden, so ist die ganze schöne,

künſtliche Vereinigung eines anſehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du beſonders in deinem Teile nicht zum beſten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig ſonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdeſt: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heiraten, wodurch ich dir aber ſchwerlich ein großes Vergnügen bereiten würde."

„Das größte von der Welt!" rief der Leutnant aus; „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieſes höchſte Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm wert iſt! Sie ſind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig iſt nicht Hilarie! und ſchon daß Sie den Gedanken faſſen können, ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von friſcher Mutigkeit. Laſſen Sie uns dieſen Einfall, dieſen Vorſchlag aus dem Stegreife ja recht gut durchſinnen und ausdenken. Dann würde ich erſt recht glücklich ſein, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erſt recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schickſal bedacht, an ſich ſelbſt ſo ſchön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erſt mutig, zutraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie ſelbſt fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den

Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen."

Mit dieſen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einſtreuen wollte, nicht Raum gewinnen, ſondern eilte mit ihm zur ſchönen Witwe, welche ſie in einem großen, wohleingerichteten Hauſe, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen, aber ausgeſuchten Geſellſchaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Weſen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte ſie den Major zum Helden dieſes Abends zu machen. Die übrige Geſellſchaft ſchien ihre Familie, der Major allein der Gaſt zu ſein. Sie kannte ſeine Verhältniſſe recht gut, und doch wußte ſie darnach zu fragen, als wenn ſie alles erſt recht von ihm erfahren wollte; und ſo mußte auch jedes von der Geſellſchaft ſchon irgend einen Anteil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte ſeinen Bruder, der andere ſeine Güter, der dritte ſonſt wieder etwas gekannt haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln an ihn gerichtet; genug, er fand ſich ſo behaglich, daß er beinah die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohns kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mit-

ſprach; er ſchien für ſie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Man ging in den Zimmern auf und ab und geſellte ſich zufällig zuſammen. Der Leutnant trat zu der Schönen und fragte: „Was ſagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd ſagte ſie: „Mich deucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Sehn Sie nur, wie nett er angezogen iſt! Ob er ſich nicht beſſer trägt und hält, als ſein lieber Sohn!“ So fuhr ſie fort, den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Witwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhaftern, vertraulichern Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen alle ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger verteilte; nur der Leutnant, unter dem Vorwande: man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fühlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertreten. Die Erde scheint sich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal ins Finstere tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben. Er wünschte sie noch zu sehen, zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach einiger Besinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe, so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Tür hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: „Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!" Nach solchen und ähnlichen Ausrüfen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau, im Gespräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe. — „Das ist eben ihre zarte, schweigende, halbschweigende, halbandeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder getan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie

noch einen Augenblick zu sehen. Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es ist ihre Gewohnheit. Wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgelöscht werden. Sie geht allein in ihren Zaubersälen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurückkam. Sie sprach anmutig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Türen die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Kabinett, das nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern herbewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und stunden beim Umkehren einen Augenblick still. Ich weiß nicht, was mir die Verwegenheit abnötigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigsten Gespräch, auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg: Himmlisches Wesen! rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir. Wenn in diesem schönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir steht, so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, gestehe sie! es ist die schönste, es ist die

höchste Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Arm auf.

Ich weiß nicht, was ich alles sagte, ich weiß nicht, wie ich mich geberdete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es, sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige sein wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm; sie drängte mich weg. — ‚Ja doch, ja!' oder so etwas, sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: Ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — ‚Kein Wort mit ihm darüber!' versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. „Entfernen Sie sich, vergessen Sie was geschehen ist."

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, das zu tun sei? Die Sache ist, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte." „Um Gottes willen, mein Vater!" rief er aus, „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt sein. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja Sie sind es, dem ich mein Glück

ſchuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beſiegt, und niemals hätte der Sohn einen ſo glücklichen Augenblick gefunden, wenn nicht der Vater ihn vorbereitet hätte."

Solche und ähnliche Mitteilungen unterhielten ſie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten ſich wechſelſeitig über ihre Plane; der Major wollte bei der ſchönen Witwe nur noch der Form wegen einen Abſchiedsbeſuch machen, und ſodann ſeiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn ſollte die ſeinige befördern und beſchleunigen, wie es möglich wäre.

Zweites Kapitel

Der schönen Witwe machte der Major einen Morgenbesuch um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gesittetes freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmut der Jüngeren, der Anstand der Ältern setzten das Paar in das wünschenswerteste Gleichgewicht, auch schien die Unterhaltung wie ihr Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die Jüngere schien soeben eine fleißig gearbeitete Brieftasche vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Versäumens den Anschein nicht hatte."

„Sie kommen eben zurecht," sagte die Ältere, „unsern Streit zu entscheiden, oder wenigstens sich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat; man vollendets nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie die Arbeit selbst, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann."

Der Major mußte die Arbeit freilich bewundern. Teils geflochten, teils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie sie gemacht sei. Die bunte Seide waltete vor, doch wurde auch das Gold nicht verschmäht, genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch einiges daran zu tun", versetzte die Schöne, indem sie das Band wieder aufzog und sich im Innern beschäftigte. „Ich will nicht streiten," fuhr sie fort, „aber erzählen will ich, wie mir bei solchem Geschäft zu Mute ist. Als junge Mädchen werden wir durchaus gewöhnt, mit den Fingern zu tüfteln und mit den Gedanken umherzuschweifen; beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten zu verfertigen lernen, und ich leugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Personen, an Zustände, an Freud' und Leid. Und so ward mir das

Angefangene wert, und das Vollbrachte, ich darf wohl sagen, kostbar. Als ein solches nun durft' ich das Geringste für etwas halten, die leichteste Arbeit gewann einen Wert, und die schwierigste doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Personen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; sie erkanntens auch und wußten, daß ich etwas von meinem Eigensten überreichte, das obgleich ohne besondern Bezug eben dadurch einen höhern Wert erhielt indem die Anwendung eines vielfachen auf den einen sich auszeichnete."

Auf ein so anmutiges Bekenntnis war freilich kaum eine Erwiderung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die anmutige Weisheit römischer Schriftsteller und Dichter zu schätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtnis einzuprägen, erinnerte sich einiger hierher gar wohl passender Verse, hütete sich aber, um nicht als Pedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch nur ihrer zu erwähnen; versuchte jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, aus dem Stegreif eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, und das Gespräch deshalb beinahe ins Stocken geriet.

Die ältere Dame griff deshalb nach einem Buche, welches sie bei dem Eintritt des Freundes niedergelegt hatte; es war eine Sammlung von Poesien, welche soeben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte; dies gab Gelegenheit, von Dichtkunst überhaupt zu sprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im Allgemeinen; denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Majors unterrichtet seien. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Ehrentitel eines Dichters seine Absichten nicht verbarg, von dem Talent seines Vaters vorgesprochen, auch einiges rezitiert; im Grunde um sich mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist, sich für einen vorschreitenden, die Fähigkeiten des Vaters steigernden Jüngling bescheidentlich geben zu können. Der Major aber suchte sich zurückzuziehen, indem er bloß als Literator und Liebhaber gelten wollte, und da ihm kein Ausweg gelassen wurde, glaubte er wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich allenfalls geübt habe, für subaltern und fast für unecht wollte angesehen haben; er konnte nicht leugnen, daß er in dem, was man beschreibend und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Versuche gemacht hatte. Die Damen, besonders die jüngere, nahmen sich dieser Dichtarten an; sie sagte: „Wenn man

vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, was soll uns da das aufgeregte Wesen, das uns gleichfalls anreizt, ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder selbst zu überlassen; unendlich viel angenehmer ist mir, da ich denn doch der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden führt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwert des Einfachländlichen zu Gemüte führt, und, wenn es ja sein soll, durch einen buschigen Hain zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landsees hinführt, da denn auch wohl gegenüber erst angebaute Hügel, sodann buschige Höhen emporsteigen und die blauen Berge fern zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sofa dankbar, daß er ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen vor Augen sehe."

Der Major, der dieses Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah, seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Löbliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht geradezu, aber man suchte ihn von dem

Wege wegzuſcherzen, den er eingeſchlagen hatte, beſonders da er auf leidenſchaftliche Gedichte hinzudeuten ſchien, womit der Sohn ſeine Neigung der unvergleichlichen Dame ſeines Herzens nicht ohne Kraft und Geſchick vorzutragen geſucht hatte. „Lieder der Liebenden", ſagte die ſchöne Frau, „mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen; glückliche Liebende beneidet man, eh man ſich's verſieht, und die unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und ſagte: „Warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmutiges Gedicht, worinnen er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Unternehmungen vorträgt, ſchon im einzelnen zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten, uns auch das Ganze mitzuteilen?" „Ihr Sohn", fuhr ſie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtnis vorgetragen und uns neugierig gemacht, das Ganze zu ſehen." Als denn hierauf der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie dies als eine offenbare Ausflucht anſahen, um die Erfüllung ihrer Wünſche in-

direkt abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden versprochen hatte, das Gedicht zu senden; und so nahm auch das Gespräch eine Wendung, die ihn hinderte, weiter etwas zu Gunsten seiner hervorzubringen, besonders da der Sohn alle Zudringlichkeit abgeraten hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch deshalb einige Bewegung machte, sprach die Schöne in einer Art Verlegenheit, wodurch sie nur noch schöner ward, indem sie die frisch geknüpfte Schleife der Brieftasche sorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber sind längst schon leider in Ruf, daß ihren Versprechen und Zusagen nicht viel zu trauen sei; verzeihen Sie deshalb, wenn ich die Worte eines Ehrenmanns in Zweifel zu ziehen wage und deshalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange, sondern gebe. Nehmen Sie diese Brieftasche! sie hat was Ähnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen sind daran geknüpft, lange Zeit ist daran gearbeitet, endlich ist sie fertig; bedienen Sie sich derselben als eines Boten, uns Ihre liebliche Arbeit zu überbringen." Die hierauf folgende stumme Szene angedeutet zu haben sei genug.

Und so fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältnis verflochten; er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm war, so mußte er

es doch für ein Glück ſchätzen, mit dem Frauenzimmer auf eine heitere Weiſe in Verhältnis zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm ſo nah angehören ſollte. Er ſchied jedoch nicht ohne eine gewiſſe innere Zufriedenheit; denn wie ſollte der Dichter eine ſolche nicht empfinden, deſſen Arbeit, die ſo lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerkſamkeit geſchenkt wird.

Gleich nach ſeiner Rückkehr ins Quartier ſetzte er ſich nieder, zu ſchreiben, der guten Schweſter alles zu berichten, und es war nichts natürlicher, als daß aus ſeiner Darſtellung eine gewiſſe Exaltation ſich abmerken ließ, die er zum Teil ſelbſt empfand, teils durch das Einreden ſeines von Zeit zu Zeit ſtörenden Sohnes noch geſteigert wurde.

Dieſer Brief machte auf die Baronin einen ſehr gemiſchten Eindruck. Wenn die Leichtigkeit, womit die Verbindung des Majors mit Hilarien gefördert wurde, ihr zur Zufriedenheit gereichen mußte, ſo wollte ihr doch die ſchöne Witwe nicht recht gefallen, ohne daß ſie ſich deshalb Rechenſchaft zu geben gedacht hätte, ob ſie gleich in Gedanken, im Selbſtgeſpräch, im Brief an eine erhabene Freundin ſich gewiſſermaßen darüber ausſprach, welches wir in kurze Betrachtungen zuſammenfaſſen wollen, da ſich der epiſche Dichter, als welchen der

Romanſchreiber ſich auch wohl anſehen darf, das Recht anmaßt, überall nach Belieben gegenwärtig zu ſein.

Den Enthuſiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; ſie kennen ſich unter einander zu gut, als daß ſie ſich wechſelsweiſe einer ſolchen ausſchließlichen Verehrung würdig halten ſollten. Die Männer ſehen ſie an wie Käufer im Laden, wo der Kaufmann mit ſeinen Waren im Vorteil ſteht und ſie in dem beſten Lichte vorzuzeigen Gelegenheit nimmt. Jeder Verkäufer iſt liſtig; dieſer bedarf's und will's und ſieht die Sache ſelten mit Kenneraugen an, jener weiß recht gut was er gibt, dieſer nicht immer was er empfängt. Es iſt dies recht gut und notwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauſchen beruht darauf.

Die Baroneſſe iſt nicht ganz zufrieden weder mit der Leidenſchaft des Sohns noch mit der günſtigen Schilderung des Vaters; ſie findet ſich überraſcht von der günſtigen Wendung der Sache, doch kann ſie eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters nicht ablehnen.

Hilarie iſt ihr zu jung für den Bruder, die Witwe für den Sohn nicht jung genug; indeſſen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten ſcheint. Ein frommer Wunſch, daß alles gut gehen möge, ſtieg mit einem leichten Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern,

nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin, nach einem geschichtlichen Eingang fuhr sie fort: „Die Art dieser jungen verführerischen Witwe ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag tut, ihr schmeichelt und, wenn ihre stummen Vorzüge sich nicht klar genug dartäten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Teilnehmer an einer solchen Repräsentation müssen Männer sein; daher entsteht die Notwendigkeit, sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Übels von der schönen Frau, sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine solche lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf und, was das gefährlichste dabei ist, nicht alles ist reflektiv und vorsätzlich; ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschützt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Kokette, als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit."

Der Major war nunmehr auf den Gütern angelangt und verwendete Tag und Stunde auf Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle, zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, daß der

aufgefaßte Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliierten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so wäre der traurige Anblick vernachlässigter, schöner, mißbrauchter Besitzungen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte man nicht zugleich durch das verständige Bemerken einsichtiger Ökonomen vorausgesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend sein werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu setzen, um zuletzt durch Ordnung und Tätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt, und zwar mit einem ernsten Advokaten; doch gab dieser dem Major weniger Besorgnisse als jener, der zu den Menschen gehörte, die keine Zwecke haben, oder, wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich und stündlich Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfnis seines Lebens. Jetzt wollte er seine Gläubiger los werden, die Güterlast abschütteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel setzen, eines anständigen gesicherten Einkommens ohne Sorge genießen, dagegen

aber auch nicht das Geringste von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren lassen.

Im ganzen gestand er alles ein, was die Geschwister in den ungetrübten Besitz der Güter, besonders auch des Hauptgutes, setzen sollte, aber auf ein gewisses anstoßendes Lusthaus, in welchem er alle Jahr auf seinen Geburtstag die ältesten Freunde und die neusten Bekannten einlud, auch auf den daran stoßenden Garten, der solches mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprüche nicht völlig aufgeben. Die Meublen sollten in dem Gebäude bleiben, die Kupferstiche an den Wänden, so wie auch die Früchte des Gartens ihm versichert sein. Pfirsiche und Erdbeeren von den ausgesuchtesten Sorten, Birn und Äpfel groß und schmackhaft, besonders aber eine gewisse Sorte grauer kleiner Äpfel, die er seit vielen Jahren der Fürstin Witwe zu verehren gewohnt war, sollten ihm versichert werden. Hieran schlossen sich noch andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beschwerlich.

Der Obermarschall war übrigens von dem besten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach seinen Wünschen, wie es ihm sein leichtes Temperament vorgespiegelt hatte, sich endlich einrichten würde, so sorgte er für eine gute Tafel, machte sich einige

Stunden auf einer müheloſen Jagd die nötige Bewegung, erzählte Geſchichten auf Geſchichten und zeigte durchaus das heiterſte Geſicht; auch ſchied er auf gleiche Weiſe, dankte dem Major zum ſchönſten, daß er ſo brüderlich verfahren, verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorrätigen grauen Goldäpfel, welche dieſes Jahr beſonders wohl geraten waren, ſorgfältig einpacken und fuhr mit dieſem Schatz, den er als eine willkommne Verehrung der Fürſtin zu überreichen gedachte, nach ihrem Witwenſitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an ſeiner Seite blieb mit ganz entgegengeſetzten Gefühlen zurück und wäre an den Beſchränkungen, die er vor ſich fand, faſt verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hilfe gekommen, das einem tätigen Mann viel mehr Freude macht, das Verworrene zu löſen, als das Entworrene zu ſehen.

Glücklicherweiſe war der Advokat ein rechtlicher Mann, der, weil er ſonſt viel zu tun hatte, dieſe Angelegenheit bald beendigte. Eben ſo glücklich ſchlug ſich ein Kammerdiener des Obermarſchalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dieſer Angelegenheit mitzuwirken verſprach, und man auf dieſe Weiſe einem gedeihlichen Abſchluß entgegenſehen durfte. So angenehm aber auch dieſes war, ſo fühlte doch der Major als ein rechtlicher

Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieſer Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Da den Frauen der Augenblick, wo eine unbeſtrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchſt peinlich iſt, ſo wird den Männern in gewiſſen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiſeſte Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerſt unangenehm, ja gewiſſermaßen ängſtlich.

Bei einer Pauſe des Geſchäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf ſein Gut, wo er, des Verſprechens eingedenk, das er an die ſchöne Witwe getan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, ſeine Gedichte vorſuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; da ihm denn auch zu gleicher Zeit manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge beim Leſen alter und neuer Schriftſteller enthaltend, wieder zur Hand kamen. Bei ſeiner Vorliebe für Horaz und die römiſchen Dichter war das meiſte daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtenteils Bedauren vergangner Zeit, vorübergeſchwundner Zuſtände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

Hor.

Zu Deutsch:

Wie ist heut mir doch zu Mute!
So vergnüglich und so klar!
Da bei frischem Knabenblute
Mir so wild, so düster war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemut ich sei,
Denk' ich jene roten Backen,
Und ich wünsche sie herbei.

Auch seine eignen Gedichte behandelten dies traurige Thema, ja sogar die heitere Darstellung der Jagdliebhaberei, der Jahreszeiten, welche sie begünstigen und aufrufen, der Eigenheiten sämtlicher Geschöpfe, denen man nachzustellen, die man zu erlegen gesinnt ist, der verschiedenen Charaktere, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, der Zufälligkeiten, wie sie begünstigen oder beschädigen; genug, alles war mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigentümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Aber doch war das Ganze mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen

gefühlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann und sehr wohltätig wirkte, aber doch zuletzt, so wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß eine gewisse Leere durchempfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte sich nicht heiter gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst ein schöne Gabe nach der andern bringen, sie aber alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine versäumte Badereise, ein ohne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an stetiger gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewisse körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Übel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig sein mochte.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien jedoch einige Zeit her einen anderen Weg einzuschlagen, wozu ihn frühes Aufstehn des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, sowie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftslosen, zu nötigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschäftigen das Recht hatten, war der Major schon

einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hokuspokus waren verschleiert gewesen. Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward erinnert, besonders aber Maß in allem und Abwechselung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbrauen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte! wobei denn Mäßigung aber und abermals in allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen wurde, worauf denn aber dieser Schönheits-Unterhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nütze sein könne und sich denn doch wieder zu seinem vorigen Patron zurückwünschte, um den mannigfaltigen Vergnügungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich tat es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst gegeben zu sein. Der verständige Mann braucht sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen: die Gestalt Hilariens trat in solchen einsamen

Momenten wieder freudig hervor, und er fügte sich in den Zustand des Bräutigams, einer der anmutigsten, die uns in dem gesitteten Kreise des Lebens gegönnt sind.

Schon einige Monate waren die sämtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben; der Major beschäftigte sich, in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestätigungen seines Geschäftsabschlusses zu negociieren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Tätigkeit auf die heiterste, reichlichste Ausstattung; der Sohn, mit Leidenschaft seiner Schönen dienstpflichtig, schien hierüber alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländliche Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in die Gegend und das Schloß der Baronin verirrt hätte und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes Äcker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Gebüsche düster vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke ein ganz erleuchtetes Schloß vor sich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine festlich geschmückte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßte er aber sein, von wenig Bedienten helle Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauen-

zimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen, in hellen Zimmern zwischen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrat, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken!

Da wir nun aber die Baronin gleichsam in einem festlichen Zustande erblicken, so ist es nötig zu bemerken, daß diese glänzende Erleuchtung hier nichts außerordentliches war, sondern zu den Eigenheiten gehörte, welche die Dame aus ihrem früheren Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin bei Hof erzogen, war sie gewohnt, den Winter allen übrigen Jahreszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genüsse zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer ältesten Diener hatte so große Lust an Künstlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hier und da einzuführen nicht wäre bemüht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hier und da eine partielle Finsternis eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirt aus Neigung und wohlbedächtig vertauscht, und ihr einsichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche eigentlich nicht zusagte, mit Einstimmung seiner

Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher so gut hergestellt, daß die Vicinalwege nirgends in so gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieser löblichen Anstalt die Hauptabsicht, daß die Dame, besonders zur guten Jahrszeit, überall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tage gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenschaftliche Sorge für ihre Tochter genugsame Beschäftigung, der öftere Besuch des Bruders herzliche Unterhaltung und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleichsah.

Diesen Abend war jedoch diese Erleuchtung recht am Platze; denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbescherung aufgestellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte die Erleuchtung des Kammerdieners noch steigernd alles zusammengelegt, was zur Ausstattung Hilariens bisher vorgearbeitet war, und zwar listig, mehr um zur Sprache zu bringen, was noch fehle, als dasjenige zu erheben, was schon geleistet war. Alles Notwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der zierlichsten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Ananette überall da noch eine Lücke

anschaulich zu machen, wo man ebensogut den schönsten Zusammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, stattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Musselin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie sie auch Namen haben mögen, genugsames Licht umherwarfen, so fehlte doch alles bunte Seidene mit dessen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei sehr veränderlicher Mode das Allerneuste als Gipfel und Abschluß hinzufügen wollte.

Nach diesem heitersten Anschauen schritten sie wieder zu ihren gewöhnlichen, obgleich mannigfaltigen Abendunterhaltungen. Die Baronin, die recht gut wußte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schicksal sie auch führen mochte, bei einem glücklichen Äußern auch von innen heraus anmutig und ihre Gegenwart wünschenswert macht, hatte in diesem ländlichen Zustand so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend schon überall zu Hause schien, bei keinem Gespräch sich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß sich erzeigte. Wie sie dies leistete, gehört nicht hierher; genug, dieser Abend war auch ein Musterbild des bisherigen Lebens. Ein geistreiches Lesen, ein anmutiges Pianospiel, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar wie sonst, anmutig und regelmäßig, aber doch mit

mehr Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten verehrten Mann, dem man dieſes und ſo manches andere zum freundlichſten Empfang vorübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den ſüßeſten Empfindungen belebte; die Mutter mit feinem Empfinden nahm ihren reinen Teil daran, und ſelbſt Nanette, ſonſt nur klug und tätig, mußte ſich gewiſſen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abweſenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorſpiegelten. Ihre Empfindungen hatten ſich mit der ſie umgebenden Klarheit einer wohltätigen Wärme, man darf wohl ſagen mit dem behaglichſten Zuſtande ins Gleiche geſtellt.

Drittes Kapitel

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußerſten Tore, Wortwechſel drohender und fordernder Stimmen, Lichte und Fackeln im Hofe, unterbrachen den zarten Geſang. Aber gedämpft war der Lärm, ehe man deſſen Urſache erfahren hatte; ruhig aber ward es nicht, auf der Treppe Geräuſch und lebhaftes Hin- und Herſprechen heraufkommender Männer. Die Tür ſprang auf ohne Meldung, die Frauen entſetzten ſich. Flavio ſtürzte herein in ſchauderhafter Geſtalt, verworrenen Hauptes, auf dem die Haare teils borſtig ſtarrten, teils vom Regen durchnäßt niederhingen: zerfetzten Kleides, wie eines, der durch Dorn und Dickicht durchgeſtürmt, greulich beſchmutzt, als durch Schlamm und Sumpf heranwatend.

„Mein Vater! Mein Vater!“ rief er aus, „wo iſt mein Vater?“ Die Frauen ſtanden beſtürzt; der alte Jäger, ſein früheſter Diener und Erzieher, mit ihm eintretend, rief ihm zu: „Der Vater iſt nicht hier, beſänftigen Sie ſich; hier iſt Tante, hier iſt Nichte, ſehen Sie hin!“ — „Nicht hier! nun ſo laßt mich weg, ihn zu

ſuchen! er allein ſoll's hören, dann will ich ſterben. Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag! er blendet mich, er vernichtet mich."

Der Hausarzt trat ein, ergriff ihn bei der Hand, vorſichtig nach dem Pulſe fühlend, mehrere Bediente ſtanden ängſtlich umher. — „Was ſoll ich auf dieſen Teppichen? ich verderbe ſie, ich zerſtöre ſie; mein Unglück träuft auf ſie herunter, mein verworfenes Geſchick beſudelt ſie." — Er drängte ſich gegen die Türe; man benutzte das Beſtreben, um ihn wegzuführen und in das entfernte Gaſtzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter ſtanden erſtarrt: ſie hatten den von Furien verfolgten Oreſt geſehen, nicht durch Kunſt veredelt, in greulicher widerlicher Gegenwart, die im Kontraſt mit einer wohlbeſtellten Glanzwohnung im klarſten Kerzenſchimmer nur deſto fürchterlicher ſchien. Erſtarrt ſahen die Frauen ſich an, und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu ſehen, das ſich ſo tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Beſonnenheit ſendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten, ſich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung, daß man ihn auskleide, trockne, beſorge; halb gegenwärtig, halb unbewußt, laſſe er alles geſchehen. — — — Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwieſen.

Endlich vernahmen die beängstigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelassen, sonst Besänftigendes angewendet; er sei zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran; die Baronin verlangte ihn, wenn er schlafe, zu sehen; man widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem Lichtschirm. Man sah nichts, man hörte nichts; Hilarie sehnsüchtig ergriff die Kerze und beleuchtete den Schlafenden. Er lag mit dem Gesicht abgewendet, aber ein wohlgebildetes Ohr, eine volle, jetzt bläßliche Wange zeigte sich der leise atmenden Sehnsuchtsvollen; aber sie näherte die Kerze, sie stand wie Psyche in Gefahr, die heilsamste Ruhe zu stören. Der Arzt nahm das Licht weg und leuchtete den Damen nach ihrem Zimmer.

Diese guten, alles Anteils würdigen Personen wie sie die nächtlichen Stunden zugebracht, ist uns ein Geheimnis geblieben; der andere Morgen ward von früh an höchst ungeduldig zugebracht. Des Anfragens war kein Ende, der Wunsch, den Leidenden zu sehen, bescheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinzu, er reichte die Hand hin — „Verzeihung, liebste Tante! einige Geduld, vielleicht nicht lange" — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die

Hand — „Gegrüßt, liebe Schweſter" — ihr fuhr es durchs Herz, er ließ die Hand nicht los, ſie ſahen einander an, das herrlichſte Paar kontraſtierend im ſchönſten Sinn. Des Jünglings ſchwarzen funkelnden Augen, ſtimmend zu den düſtern verwirrten Locken, ſtand ſie entgegen in ſcheinbar himmliſcher Ruhe, doch zu dem erſchütternden Begebnis geſellte ſich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schweſter! — ihr Allerinnerſtes war aufgeregt. Die Baronin ſprach: „Wie geht es, lieber Neffe?" — „Ganz leidlich, aber man behandelt mich übel." — „Wieſo?" — „Da haben ſie mir Blut gelaſſen, das iſt grauſam; ſie haben es weggeſchafft, das iſt frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihre." — Mit dieſen Worten ſchien ſich ſeine Geſtalt zu verwandeln, doch mit heißen Tränen verbarg er ſein Antlitz ins Kiſſen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck; es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor ſich eröffnet ſähe, zum erſtenmal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Raſch, leidenſchaftlich eilte ſie durch den Saal und warf ſich im letzten Kabinett auf den Sofa; die Mutter folgte, ſtand vor ihr und fragte, was ſie leider ſchon begriff. Hilarie, wunderſam aufblickend, rief: „Das Blut, das Blut, es gehört alles ihre, alles ihre, und ſie iſt es nicht wert. Der Unglück-

ſelige! der Arme!" Mit dieſen Worten erleichterte der heißeſte Tränenſtrom das bedrängte Herz.

Wer unterfänge ſich wohl, die aus dem Vorhergehenden ſich entwickelnden Zuſtände zu enthüllen, an den Tag zu bringen das innere, aus dieſer erſten Zuſammenkunft den Frauen erwachſende Unheil? Auch dem Leidenden war ſie höchſt ſchädlich; ſo behauptete wenigſtens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu tröſten kam, aber ſich doch verpflichtet fühlte, alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit; die Tochter wagte nicht zu verlangen, was die Mutter nicht zugegeben hätte, und ſo gehorchte man dem Gebot des verſtändigen Mannes. Dagegen brachte er aber auch die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, ſolches aber ſogleich neben ſich im Bette verſteckt. Nun geſellte ſich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von ſchöner, freier Hand, obgleich mit Haſt geſchrieben; es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren,
In Wundern iſt der irre Menſch verloren;
Nach welcher dunklen, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewiſſe Schritte?

Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun erwies die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte. Begleitet von Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grund, indem sie solche gewaltig aufregt, hervorruft und sie in lösenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt schien überzeugt, daß auf diesem angedeuteten Wege die Heilung zu gewinnen sei; körperlich gesund, werde er sich schnell wieder froh fühlen, wenn man die auf seinem Geist lastende Leidenschaft heben oder lindern könnte. Hilarie sann auf Erwiderung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Musik zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts, was solchen Schmerzen entsprach; nur Rhythmus der Rede schmeichelte sich ein, alles linderte sich, und so entstand folgende Strophe:

Bist du so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst du doch zum Jugendglück geboren;
Ermanne dich zu neuem leichten Schritte:
Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle,
Umgeben stehe du in lieber Mitte:
Entsprieße dir des Lebens heitre Quelle.

Der Arzt übernahm die Botschaft; sie glückte, der Jüngling erwiderte sie gemäßigt; sie fuhr mildernd fort, und so schien man nach und nach wieder einen heitern

Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht sind wir so glücklich, den ganzen Verlauf dieser holden Kur gelegentlich mitzuteilen. Genug, einige Tage verstrichen in dieser Beschäftigung höchst angenehm. Ein ruhiges Wiedersehen bereitete sich vor, das der Arzt nicht länger als nötig zu verspäten gedachte.

So verging einige Zeit; endlich mit Vergünstigung des Arztes und in seinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Frühstück herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja schrecklichen Momenten etwas Heiteres, ja Lächerliches sich zu ereignen pflegt, so glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, um den Abgerissenen einzukleiden. Die Baronin lächelte, aber nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht wie, betroffen; sie wendete das Gesicht weg, und um nun sämtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater war etwas größer, deshalb dem Sohn die Kleider zu lang; dieser etwas breiter, deshalb der Rock über die Schulter zu eng.

Durch diese Einzelheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Hilarien freilich

bleibt die Ähnlichkeit des jugendlich väterlichen Bildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohns unheimlich, ja bedrängend.

Nun aber wünschten wir wohl die nächste Epoche von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert, da wir uns nach Art und Sinn nur mit dem allgemeinsten befassen können. Und wir rufen daher die Einflüsse der Dichtkunst wieder zu Hilfe.

Ein gewisses Talent konnte man Flavio nicht absprechen; aber es bedurfte nur zu sehr eines sinnlich leidenschaftlichen letzten Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte, deswegen denn fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lobenswert erschienen und, einer gegenwärtigen, höchst liebenswerten Schönen mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten; mit heimlich unbewußtem Gefühl, daß es nicht unangenehm sein müßte, sich an die Stelle der Angebeteten leise, leise gehoben zu sehen. Auch neigte sich die Unterhaltung immer mehr ins Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern hinschreibt, weil er sich von der Liebenden, was er wünscht und was er aus ihrem

schönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte, kann erwidern lassen. Dergleichen wurden mit Hilarie auch wechselsweise gelesen, und zwar, da es nur aus der einen Handschrift geschah, in welche man beiderseits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinschauen und zu diesem Zweck jedes das Bändchen anfassen mußte, so fand sich, daß man, nahe sitzend, nach und nach Person an Person, Hand an Hand immer näher rückte und die Gelenke sich ganz natürlich zuletzt im Verborgnen berührten.

Aber bei diesen schönen Verhältnissen, unter solchen daraus entspringenden, allerliebsten Annehmlichkeiten fühlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er schlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich sehnend, zu bemerken gab, daß er diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimnis jedoch wäre, bei einigem Nachdenken, nicht schwer zu erraten gewesen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufnen Momente den Unglücklichen entschieden abgewiesen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerstört haben. Eine Szene, wie dies zugegangen, wagten wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, daß er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht,

Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige mögliche Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deshalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöste, der aber die freundlichsten Worte enthielt und damit endigte, daß der ihm erteilte Urlaub noch um einen Monat verlängert werden sollte.

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüt fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück, bei seinen liebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu sein; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war in kurzem in allen seinen angenehm-geselligen Eigenschaften wieder hergestellt, die ihn der schönen Witwe selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeitlang notwendig gemacht hatten und nur durch eine peremtorische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des

Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer tätigen Lebensweise aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloß zusammengehalten, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen, und die Gegend unter dem Schlosse war ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere und kleinere Besitztümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihilfe ward Brot gebacken, Stiere wurden geschlachtet, Fischerkähne fuhren hin und her, Hilfe und Vorsorge ward nach allen Enden hin verbreitet. Alles fügte sich schön und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an einem Orte wollte man den austeilenden Gemeindevorstehern nicht trauen; Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in diese Unglückstage mußte die Niederkunft einer Frau gefallen sein, für die

ſich das ſchöne Kind beſonders intereſſierte. Flavio fand die Wöchnerin und brachte allgemeinen und dieſen beſondern Dank mit nach Hauſe. Hiebei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. Niemand war umgekommen, dagegen hatte man von wunderbaren Rettungen, von ſeltſamen, ſcherzhaften, ja lächerlichen Ereigniſſen viel zu ſprechen; manche notgedrungene Zuſtände wurden intereſſant beſchrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderſtehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beſchenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerſtand der guten Mutter ſiegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieſes Abenteuer zu beſtehen, und wir wollen gern bekennen, daß wir in dem Laufe, wie dieſe Begebenheiten uns bekannt geworden, einigermaßen beſorgt geweſen, es möge hier einige Gefahr obſchweben, ein Stranden, ein Umſchlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettungen von ſeiten des Jünglings zu erwarten ſein und das loſegeknüpfte Band noch feſter ziehen. Aber von allem dieſem war nicht die Rede; die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward beſucht und beſchenkt; die Geſellſchaft des Arztes war nicht ohne gute Wirkung, und wenn hier und da ein kleiner Anſtoß ſich hervortat,

wenn der Anschein eines gefährlichen Moments die Fortschwimmenden zu beunruhigen schien, so endete solches nur mit neckendem Scherz, daß eins dem andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Gebärde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen, die Gewohnheit, sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu sein, hatte sich verstärkt, und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer gefährlicher.

Anmutiger sollten sie jedoch zunächst auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein; die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor ihnen auf einmal; was durch Fluten getrennt war, hing durch befestigten Boden zusammen, und alsobald tat sich als erwünschtes Mittel die schöne Kunst hervor, welche die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben mitten in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer tat sich auf und jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine, glatte Fläche zu durchschreiten. Dieses Vergnügen ward ihnen

faſt jedes Jahr auf benachbarten Seen und Kanälen, diesmal aber in fernhin erweiterten Feldern.

Flavio fühlte ſich nun erſt durch und durch geſund, und Hilarie, von frühen Jahren her von dem Oheim angeleitet, bewies ſich ſo lieblich als kräftig auf dem neu erſchaffenen Boden; man bewegte ſich luſtig und luſtiger bald zuſammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und Meiden, was ſonſt ſo ſchwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen ſcherzhaften Frevel: man floh ſich und ſuchte, um ſich einander augenblicks wiederzufinden.

Aber innerhalb dieſer Luſt und Freuden bewegte ſich auch eine Welt des Bedürfniſſes; immer waren bisher noch einige Ortſchaften nicht genug verſorgt geblieben; eilig flogen auf ſtark beſpannten Schlitten die nötigſten Waren, und was der Gegend noch mehr zugute kam, war, daß man aus manchen Ortſchaften, die von der Hauptſtraße fern lagen, nunmehr ſchnell die Erzeugniſſe des Feldbaues und der Landwirtſchaft in Magazine der kleinen Städte und Flecken bringen und von dort her Waren aller Art zurückbringen konnte, und ſo war auf einmal eine bedrängte, den bitterſten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, durch eine glatte, dem Geſchickten, dem Kühnen offene Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei vorwaltendem

Vergnügen, ſich der Pflichten liebevoller Anhänglichkeit zu entledigen. Man beſuchte jene Wöchnerin und begabte ſie mit allem Notwendigen; andere wurden heimgeſucht: Alte, für deren Geſundheit man beſorgt geweſen; Geiſtliche, mit denen man ſonſt erbauliche Unterhaltung zu pflegen und jetzt mitten in dieſer Prüfung ſie noch achtenswerter fand Kleinere Gutsbeſitzer, die kühn; genug ſich früher in gefährlicher Niederung anzubaun, diesmal doch durch wohlangelegte Dämme geſchützt geblieben und ſich nach ſo viel Angſt ihres Daſeins doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder einzelne hatte ſeine Geſchichte, einer fiel dem andern erzählend in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen; denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Tauwetter möchte den ganzen ſchönen Kreis glücklichen Wechſelwirkens zerſtören, die Wirte bedrohen und die Gäſte vom Hauſe abſchneiden.

War nun der Tag in ſo raſcher Bewegung und lebhaftem Intereſſe zugebracht, ſo gab der Abend auf ganz andere Weiſe die angenehmſten Stunden; denn das hat die Eisluſt vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die heftigſte Anſtrengung nicht erhitzt und auf die Dauer nicht ermüdet. Denn ſämtliche Glieder ſcheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, ſo daß zuletzt eine ſelig

bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo heute Abend sich viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich aufgehalten und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht von einander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn auf den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der Vollmond ging auf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich. Die Augen waren tiefer wie sonst, und doch suchten sie in ihren Abgründen, was der Mund verschwieg; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren denn dem lang glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes daherschweben, der seinen Schatten

zu verfolgen schien und, vom Lichtglanz umgeben, auf sie zuschritt; unwillkürlich wendeten sie sich ab; jemanden zu begegnen, wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die immerfort sich herbewegende Gestalt, die Gestalt schien sie nicht bemerkt zu haben und verfolgte ihren geraden Weg nach dem Schlosse. Doch verließ sie auf einmal diese Richtung und umkreiste mehrmals das fast beängstigte Paar. Mit einiger Besonnenheit suchten sie die Schattenseite zu gewinnen; im vollen Mondglanz fuhr jener auf sie zu, er stand nahe vor ihnen: es war unmöglich, den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Überraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden; Flavio lag auf einem Knie und faßte ihr blutig Haupt in seinen Schoß, sie verbarg ihr Gesicht, sie wußte nicht, wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Schlitten, dort unten fährt noch einer vorüber: ich hoffe, sie hat sich nicht beschädigt;" so sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen," rief sie, „das ertrag ich nicht." — Sie zog nach der Gegenseite des Schlosses mit solcher Schnelle, daß Flavio sich anstrengen mußte, er gab ihr die freundlichsten Worte.

Nicht auszumalen ist die innere Gestalt der drei nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten.

Genug, sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar kaum berührt, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins Weite und Breite hilfreich herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange; Hilarie, unter dem Vorwand der schmerzlichen Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer; Flavio überließ Tanzwahl gern jungen Gesellen, die sich dessen bei seinem Außenbleiben schon bemächtigt hatten. Die Hausfrau versah nur mit Zwang ihre Pflichten, und wie froh war sie, als alle Gäste, schicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen, mit dem Bruder sich zu erklären. Es war bald getan: doch brauchte man Zeit, sich von der Überraschung zu erholen, sich ins Unerwartete zu finden, die Zweifel zu lösen, die Sorge zu beschwichtigen; einer Lösung und Befreiung war sobald nicht zu denken.

Unsere Leser überzeugen sich wohl, daß von diesem Punkt an unsrer Geschichte wir unsern Vortrag verändernd nicht mehr darstellend, sondern erzählend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir einigermaßen in die Gemütszustände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwärtigen wollen.

Zuerst also berichten wir, daß der Major, seitdem wir ihn aus dem Auge verloren, seine Zeit fortwährend jenem Familiengeschäft gewidmet, dabei aber, so schön und ein-

fach auch die Absicht vor Augen lag, doch in manchem einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf. Wie es überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwickeln und die vielen verschränkten Fäden in einen Knaul zu winden. Da er nun deshalb den Ort öfters verändern, bei verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben hatte, so gelangten die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich zu ihm, von der Krankheit erfuhr er zuerst, dann von einem Urlaub, von Hilariens umgewandelter Neigung aber nichts, denn wie hätte die Schwester davon melden mögen.

Als er die Nachricht von der Überschwemmung vernahm, beschleunigte er seine Reise, jedoch kam er erst bei eingefallenem Frost in die Nähe des Eisfeldes, in einer kleinen Stadt schaffte er sich Schrittschuhe an und gelangte er in klarer Nacht zum unerfreulichsten Anschauen. Und war mit sich selbst in die unerfreulichste Verwirrung geraten.

Der Übergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Kontrast immer schmerzlich; und hat Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte, wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich dieses von jenem losreißt, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging. Ja, der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und

männliche tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrtums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sie selbst, sie stehen über sich erhoben und schauen sich, indem der alte Weg versperrt ist, nicht lange nach einem neuen um, ihn allsofort frisch ermutigt anzutreten.

Unzählig sind die Verlegenheiten, in die sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht; unzählig aber auch die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtsein, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt. Er empfand das Unangenehme seines Überganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von an-

nähernder Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarie in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück, was er beherzigte, das er ihr zu schaffen wünschte, mehr als die Wonne, sie zu besitzen. Ja, er mußte sich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch ausgesprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor sich gesehen, die Liebenswürdigste zusammenstürzend, in dem Schoße des Jünglings, beide seiner verheißenen hilfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im düsterſten Zustande überlassen; wer fühlte das mit und verzweifelte nicht in seine Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt sich bestürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den früheren Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der schönen Witwe verursacht: die Schöne, um ihren Verehrer einer andern Liebenswürdigen nicht zu überlassen, wendete mehr scheinbare Gunst, als billig ist, an ihn. Er, dadurch ermutigt, sucht seine Zwecke heftig

bis zum Angehörigen zu verfolgen, worüber denn erſtlich Zwiſt mit entſchiedenem Bruch dem ganzen Verhältnis ein unwiederherſtellbares Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig, als die Fehler der Kinder, wenn ſie traurige Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzuſtellen; gehen ſie läßlicher, als zu hoffen war, vorüber, ſie zu verzeihen und zu vergeſſen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio, an der Stelle ſeines Vaters manches zu beſorgen, auf die übernommenen Güter und ſollte dort bis zum Ablauf ſeines Urlaubs verweilen, dann ſich wieder ans Regiment anſchließen, welches indeſſen in eine andere Garniſon verlegt worden.

Eine Beſchäftigung mehrerer Tage war für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche ſich während ſeines längeren Ausbleibens bei der Schweſter gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetiſchen Freundes, des wohlkonſervierten Schauſpielers. Dieſer, durch den verabſchiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zuſtande des Majors und von dem Vorſatze, ſich zu verheiraten, trug mit der beſten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem ſolchen Unternehmen vor Augen haben ſollte; er behandelte die Angelegenheit auf ſeine Weiſe und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewiſſen Jahren das ſicherſte

kosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Er zeigte lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit dieses Blattes hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch ein zierliches Gleichnis und anmutige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch anständig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet vor Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kräftig erscheint, sieht im Sommer verbräunt und mißfärbig aus neben hellgrünender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschließung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereignis die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gesinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zulenkend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fürchtete, den zweiten zu verlieren. An eine künstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um

eine junge Geliebte zu werben, fing an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereignis wenig gewirkt; gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewöhnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß. Es ist ihm, als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens ausgebrochen wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.

Wie dem auch sei, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einsichtig und verständig über die so verwirrt scheinende Angelegenheit; sie mußten beide bekennen, daß sie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt seien, ganz nahe daran, von dem sie sich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrtum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtsam entfernt; sie fanden nichts natürlicher, als auf diesem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen sodann jede elterliche Sorgfalt, wozu sie sich die Mittel zu verschaffen gewußt, treu und unablässig zu widmen. Völlig in Übereinstimmung mit dem Bruder, ging die Baronin ins Zimmer Hilariens. Sie fand die Tochter am Flügel, zu eigner Begleitung singend und die eintretende begrüßend und mit heitrem Blick sie

gleichſam zum Anhören einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung Hilariens ausſprach, die nicht beſſer wäre zu wünſchen geweſen. Nachdem ſie geendigt hatte, ſtand ſie auf, und ehe die Mutter ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über unſre ſo wichtige Angelegenheit lange geſchwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten; nun aber iſt es wohl Zeit, ſich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie ſich dieſe Sache?"

Die Baronin, höchſt erfreut über dieſe Ruhe und Milde, zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, des Charakters ihres Bruders, ſeiner Verdienſte und des Eindrucks, den der einzige Mann von Wert, den ein junges Mädchen oft und ſo nahe geſehen, notwendig machen müſſe, und wie ſich daraus, ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen; die Mutter ging nun auf den Sohn über, und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht ſo rühmliche Argumente für den Jüngeren fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt

ſie ſich hauptſächlich an die Ähnlichkeit beider, an den Vorzug, den dieſem die Jugend gebe, der zugleich, als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt, die völlige Verwirklichung des väterlichen Daſeins von der Zeit wie billig verſpreche. Auch hier ſchien Hilarie gleichſtimmig zu denken, wie ein zwar etwas ernſterer Blick und ein manchmal niederſchauendes Auge eine gewiſſe in dieſem Falle ganz natürliche innere Bewegung verrieten. Auf die äußeren glücklichen, gewiſſermaßen gebietenden Umſtände lenkte ſich hierauf der Vortrag. Der abgeſchloſſene Vergleich, der ſchöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin ſich erweiternden Ausſichten, alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen geſtellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen durfte, wie Hilarie ſelbſt erinnerlich ſein müſſe, daß ſie früher dem mit ihr heranwachſenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, ſei verlobt geweſen. Aus alle dem Vorgeſagten zog nun die Mutter den ſich ſelbſt ergebenden Schluß, daß nun ihrer mit und des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungeſäumt ſtattfinden könne.

Hilarie, ruhig blickend und ſprechend, erwiderte darauf: ſie könne dieſe Folgerung nicht ſogleich gelten laſſen, und führte gar ſchön und anmutig dagegen an, was ein zartes Gemüt gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und

das wir mit Worten auszuführen uns nicht getrauen.

Vernünftige Menschen, wenn sie etwas Verständiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen wäre, dieser oder jener Zweck zu erreichen sein möchte, und dafür sich alle denkliche Argumente verdeutlicht und geordnet, finden sich höchst unangenehm betroffen, wenn diejenigen, die zu eignem Glück mitwirken sollten, völlig anderen Sinnes gefunden werden und aus Gründen, die tief im Herzen ruhen, sich demjenigen widersetzen, was so löblich als nötig ist. Man wechselte Reden, ohne sich zu überzeugen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte sich dem Nützlichen, dem Notwendigen nicht fügen; das Gespräch erhitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurücktrat, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

Wie sehr hätten wir gewünscht, diese Szene dramatisch auszuführen; sie ist von der Art, daß der stille Buchstabe wie die laute Schaubühne, die willige Einbildungskraft und die gewaltsam aufdringende theatralische Wirklichkeit auf Gemüt und Geist durchaus wirken,

einen großen Eindruck hervorbringen und einen sittlich anmutigen Nachklang hinterlassen müsse. Indem wir aber gegenwärtig darauf Verzicht tun, überlassen wir die Ausführung einem jüngeren Dichter von glücklichen Gaben.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte, läßt sich denken, vielleicht auch, wenngleich nicht vollkommen, nachempfinden, daß der Major, der, von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröstet vor der Schwester stand, sich von jener Beschämung entwunden und so dieses Ereignis, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Äußerung: man müsse nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eröffneten Weg, der sich nunmehr gewissermaßen von selbst verstünde, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuten, aus diesen ergreifenden inneren Zuständen in das Äußere überzugehen, worauf doch jetzt so viel ankam. Indes die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der

Major bei eintretendem Frühjahr, die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn, der sich in der Folge als einen reichen Besitzer und, wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilariens erblickte, fühlte nun erst ein militärisches Bestreben nach Ruhm und Ehre, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so schien man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszusehen, daß dieses Rätsel, welches nur noch durch eine Grille sich nicht zu lösen schien, sich bald aufhellen und auseinanderlegen würde.

Leider aber war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und selten, aber doch, bei entscheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab, sie bleibe so fest bei ihrer Überzeugung, als nur einer sein kann, dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang stehen oder nicht. Der Major empfand sich zwiespältig: er würde sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für den Sohn entschiede; entschiede sie sich aber für ihn selbst, so war er ebenso überzeugt, daß er ihre Hand ausschlagen müsse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel immer vor-

ſchwebten, bald als Hintergrund, auf welchem ſich die Wirklichkeit des beſchäftigten Tages hervorhob, bald herantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein ſolches Wanken und Schweben bewegte ſich vor den Augen ſeines Geiſtes; und wenn ihn der dringende Tag zu raſcher, wirkſamer Tätigkeit aufbot, ſo war es bei nächtlichem Erwachen, wo ſich alles Widerwärtige geſtaltet und umgeſtaltet, in einem unerfreulichen Kreis in ſeinem Innern um und um wälzte. Dieſes ewige Wiederkehren des Unabweisbaren brachte ihn in einen Zuſtand, den wir faſt Verzweiflung nennen dürften, weil Tätigkeit, die ſonſt als Heilmittel für ſolche Lagen ſich am ſicherſten bewährt, kaum lindernd, geſchweige denn verheilend, ſich befriedigend wirken wollte.

Der Major erhielt von unbekannter Hand einen Brief, mit der Einladung einen bezeichneten Gaſthof im nächſten Städtchen ſogleich zu beſuchen; er wies ihn der Schweſter vor, die nach aufmerkſamer Betrachtung des Blattes lächelnd zu ihm ſagte: „Das Abenteuer ſcheint Gutes zu verſprechen; ich halte dies für die Hand eines gebildeten Frauenzimmers, eine ſeltene, regelmäßig, flüchtig, genau und geſchmackvoll; ich möchte die Finger ſehen, wenn aus ihnen dergleichen Züge hervorfließen. Biſt du nicht neugierig, mein Bruder?“

„Du weißt,“ verſetzte dieſer, „daß mich jetzt nichts

rühren kann, auch das berührt, wundert mich nicht, erregt keine Neugierde; die Außenwelt ist mir ganz gleichgültig." Und doch war der brave Mann verwundert und kam aus seiner gleichgültigen Fassung, als die schöne Witwe ihm entgegentrat, freundlich anmutig, wie er sie verlassen hatte. Sogleich verbarg er seine Verwirrung unter dem Schein allgemeiner Höflichkeit, grüßte sie verbindlich, mit verlegener Kälte. „Nicht so," rief sie aus, „mein Bester! Keineswegs hab ich Sie in ein geweißtes Zimmer eingeladen, unter diesen schlechten Hausrat, um uns höfisch zu unterhalten. Ich habe in Ihrem Hause viel Unheil angerichtet." Der Major trat stutzend zurück. „Ich weiß alles, wir brauchen uns nicht zu erklären. Sie und Hilarie, Hilarie und Flavio, Sie alle bedauere ich, Ihre gute, treffliche Schwester am meisten." Die Sprache schien ihr zu stocken, Tränen füllten die Augenlider; ihre Wangen röteten sich, sie war schöner als jemals. Unter diesen Reden verwirrte sich der edle Mann aufs äußerste; ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns," sagte, die Augen trocknend, das allerliebste Wesen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich! Sie sehen, wie ich bestraft bin."

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige!" sprach er mit Hast. — „Nichts von Gnädigen!" entgegnete sie lächelnd, „nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine treuere.

Und also, mein Freund, ich weiß alles, ich kenne die augenblickliche Lage der ganzen Familie genau, allen Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut." — „Was für Aufpasser, für Ausforscher haben Sie zu finden gewußt?" — „Selbstbekenntnisse. Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein." Sie wies ihm einige Briefe hin. „Die Hand meiner Schwester, Briefe! mehrere! Sind Sie denn je mit ihr in Verhältnis gestanden?"

„Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift — An Frau von S." — „Ein neues Rätsel. Die schweigsamste aller Frauen." — „Deshalb aber auch die Vertraute, der Beichtiger, aller bedrängten Seelen, aller derer, die sich selbst verloren haben, sich nicht wiederzufinden wissen. Ach wie oft hab' ich nicht gesehen, daß sie, durch Vorhalten ihres magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein reines Innere gewiesen und ihn auf einmal erst mit sich selbst beruhigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat — Ich war nicht unglücklich, aber unruhig; ich gehörte mir selbst nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich sein. Ich gefiel mir selbst nicht mehr; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, komm' ich mir wieder recht schön vor." Sie sagte das zwischen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, höchst liebenswürdig.

„Und nun, mein Freund," fuhr ſie fort, „faſſen wir uns kurz: hier ſind die Briefe! ſie zu leſen und wieder zu leſen, zu bedenken, ſich zu bereiten, bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann bedarf es weniger Worte, und unſere Zuſtände ſind entſchieden. Wollen Sie als treuer brüderlicher Freund, als Rittersmann, geleitend ſich zu einer Amazone geſellen, die kaum einen leidlichen Begriff den Männern abgewinnen konnte: hier iſt meine Hand."

Ausklang

Wohin zielt die Handlung, wenn der Dichter den Faden an dieſer Stelle aus der Hand gibt?

Hilaria hat „mit Energie und Wahrheit das Unſchickliche, ja Verbrecheriſche" eines Übergangs vom Vater zum Sohn hervorgehoben. Daß auf dieſer Szene das Schwergewicht der Novelle beruht, kommt in dem allſeitig tiefen Eindruck zur Geltung. Die Mutter tritt „vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erſtaunt zurück". Der Dichter verweilt auf dieſer Situation mit dem Auge des Dramatikers: wie der handſchriftliche Entwurf der Novelle eine dramatiſche Ausführung der Szene anregt, liegt von Goethe ſelber ein Szenarium zur dramatiſchen Behandlung des ganzen Stoffes vor: offenbar war dieſer eindrucksvolle Moment zum Keim des ganzen Planes geworden!

Die ſchöne Witwe ergreift ſogar im Zuſammenhang der Novelle ſelbſt, an dem nicht minder eindrucksvollen Schluß, den Pilgerſtab. Die erſte handſchriftliche Faſſung, wie ſie unſer Text aufnehmen muß, läßt ſie um den

Major als „ritterlichen" Begleiter in der Eigenschaft eines „treuen, brüderlichen Freundes" werben.

Auch außerhalb der Novelle spricht die Einbeziehung ihrer beiden jugendlichen Frauengestalten in die Haupthandlung des Romans unzweideutig. Hilarie und die schöne Witwe sind den Entsagenden zugesellt, haben die freiwillige Pilgerschaft angetreten. In der Romanfassung von 1821 lesen wir noch ihre ausdrückliche Einführung:

„Hersilie an Wilhelm

... Damit Sie meinen guten Willen gegen Sie recht deutlich erkennen, so vertrau' ich Ihnen, daß zwei allerliebste Wesen unterwegs sind; woher sag ich nicht, wohin auch nicht; zu beschreiben sind sie nicht und ein Lob erreicht sie nicht. Ein jüngeres und ein älteres Frauenzimmer, unter denen einem immer die Wahl wehe tut; jene so liebenswürdig, daß von ihr geliebt zu werden jedermann wünschen muß; diese so anziehend, daß man mit ihr leben möchte und müßte, auch ohne geliebt zu werden. Ich wünschte doch wohl Sie drei Tage zwischen die beiden Herrlichkeiten eingeklemmt zu sehen, am Morgen des vierten würde Ihnen Ihr strenges Gelübde gar sehr zu statten kommen.

Zu einigem Vorschmack sende eine Geschichte, die sich einigermaßen auf die beiden bezieht; was daran wahr

oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren.

Beantworten Sie sich die Frage nun selbst, wie wunderlich nach allem was Sie gelesen, es um diese Frauenzimmer stehen müsse? Bisher hatten sie gar kein Verhältnis unter sich, sie kannten sich nicht, obgleich jede besonders auf eine Verbindung zu hoffen schien, die auch sie einander annähern sollte. Nun finden wir sie zusammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt ziehend. Was ist vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen sich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor sich hinsprechen: das sind nun auch wieder einmal Entsagende! und darin haben Sie vollkommen Recht; ob aber auch Hoffende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ichs wüßte."

[Nicht allein die Frauen haben überwunden und suchen ihren Verstoß wider Natur und Sitte zu sühnen. Könnte der Major die Hand der feurigen Witwe als Nebenbuhler und Nachfolger seines Sohnes annehmen? Konserviert er nicht zudem seine männliche Stattlichkeit nur künstlich? Und wirkt das Bedenken des kosmetischen Freundes nicht durchschlagend, „daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten"?

Nun könnte die Vermählung über Kreuz, durch die

der Roman 1829 überraſcht, ſich auf Entwürfe ſtützen, die nur von „Weigerung des ſchnellen Übergangs" ſprechen und mehrfach anmerken bald: „ajournieren", bald: „Löſung nur der Zeit zu überlaſſen". Dennoch wird im organiſchen Zuſammenhang der Novelle ſelbſt die Zeit als Heilmittel ausdrücklich abgelehnt. Auf das Zuwarten der Mutter gibt Hilarie wiederholt „mit Sicherheit zu erkennen, ſie bleibe ſo feſt bei ihrer Überzeugung, als nur einer ſein kann, dem etwas innerlich wahr geworden".

Wohl entſpricht es der Technik dieſer Novellen, eine Perſpektive offen zu laſſen. Aber die eigentümliche Löſung, die ſchließlich in Makariens Reich erfolgt, iſt erſt im allerletzten Stadium der Arbeit am Roman, Ende Januar 1829, entworfen. Die Novelle ſelbſt geht in voller ethiſcher Vertiefung auf Entſagung und Pilgerſchaft derer, die eine Verwirrung der Gefühle verſchuldet haben.]

Das nußbraune Mädchen

Lenardo an die Tante

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den erſten Brief von mir, liebe Tante, unſerer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt ſehen und mich ihr hingeben, und wollte für dieſe Zeit meine Heimat vergeſſen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten, und das einzelne ſollte mich aus der Ferne nicht irre machen. Indeſſen ſind die nötigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und her gegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächſten ſind Ihnen indeſſen zur Austeilung überliefert worden. An den überſchickten Waren konnten Sie ſehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekoſtet; nur die Spitzen, die Quodlibets, die Stahlwaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und ſo werde ich an Ihren Schreib-, Näh- und Teetiſchen, an Ihren Negligees

und Festkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung anknüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig, etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nötig, durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu sein, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag, und sich nicht einbildet, daß man ihn wegen seiner schönen Augen, oder Haare, gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten. Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv sein, mit dem ich mich einstelle, sobald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verändert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustände bleiben sich auch meistens sehr ähnlich. Nicht was sich verändert hat, sondern was geblieben ist, was allmählich zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich selbst in einem

bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die unsrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens so viel Wärme enthalten sei, als manchmal nicht in stetiger Teilnahme und lebhafter Mitteilung. Tausend Grüße jedem und allen!

Nachschrift

Versäumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschäftsmännern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und Pachtern steht. Was ist mit Valerinen geworden? der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise zwar mit Recht, aber doch dünkt mich, mit ziemlicher Härte austrieb. Sie sehen, ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wohl noch alles. Über das Vergangene sollen Sie mich examinieren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgeteilt haben.

Die Tante an Julietten

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menschen wunderlich sind! Er glaubt, seine Waren und Zeichen seien so gut, als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich

wirklich ein, im Vorschuß zu stehen, und will nun von unsrer Seite das zuerst geleistet haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir tun? Ich für mein Teil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegenkommen, wenn sich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu sehen. Übernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft. Bin ich hergestellt, eh ihr geendet habt, so will ich das meinige beitragen. Wählt euch die Personen und die Verhältnisse, wie ihr sie am liebsten beschreibt. Teilt euch darein. Ihr werdet alles besser machen, als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Boten unsere Meinung, jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gutmütig sind, wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er seine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, sollen wir die unsrigen auflegen und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes spielen. Das ist keineswegs billig und doch mag es hingehen; denn der Feinste betrügt sich oft,

gerade weil er zu viel weiß. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden soll. Zu schreiben, wie man über die Seinigen denkt, das ist für uns wenigstens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über sie nur in diesem und jenem Falle, wenn sie einem besonderes Vergnügen oder Verdruß machen. Übrigens läßt jeder den andern gewähren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einsicht und die Billigkeit zugleich. Hersilie, die, wie Sie wissen, leicht zu entzünden ist, hat mir in der Geschwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife ins Lustige recensiert. Ich wollte, daß es auf dem Papier stünde, um Ihnen selbst bei Ihren Übeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm schickte. Mein Vorschlag ist jedoch, daß man ihm unsere Korrespondenz dieser drei Jahre schicke; da mag er sich durchlesen, wenn er Mut hat, oder mag kommen, um zu sehen, was er nicht lesen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, sind in der besten Ordnung und stehen gleich zu Befehl. Dieser Meinung tritt Hersilie nicht bei; sie entschuldigt sich mit der Unordnung ihrer Papiere u. s. w., wie sie Ihnen selbst sagen wird.

Hersilie an die Tante

Ich will und muß sehr kurz sein, liebe Tante, denn der Bote zeigt sich sehr ungeduldig. Ich finde es eine

übermäßige Gutmütigkeit und gar nicht am Platz, Leonardon unsre Briefe mitzuteilen. Was braucht er zu wissen, was wir Gutes von ihm gesagt haben, was braucht er zu wissen, was wir Böses von ihm sagten, um aus dem letzten noch mehr als dem ersten herauszufinden, daß wir ihm gut sind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches in dieser Forderung, in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entschuldigen Sie sich mit Ihrem Kopfweh. Er wird schon kommen, und wenn er nicht käme, so warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine sonderbare geheime Weise sich bei uns zu introduzieren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines so klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübsch und wunderbar sein! das könnte allerlei Verhältnisse hervorbringen, die bei einem so diplomatischen Eintritt in seine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, sich unmöglich entwicklen können.

Der Bote, der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute besser, oder schicken Sie junge. Diesem ist weder mit Schmeichelei, noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tausendmal wohl!

Nachschrift um Nachschrift

Sagen Sie mir, was will der Vetter in seiner Nachschrift mit Valerinen? Diese Frage ist mir doppelt aufgefallen. Es ist die einzige Person, die er mit Namen nennt. Wir andern sind ihm Nichten, Tanten, Geschäftsträger, keine Personen, sondern Rubriken. Valerine, die Tochter unsers Gerichtshalters! Freilich ein blondes schönes Kind, das dem Herrn Vetter vor seiner Reise mag in die Augen geleuchtet haben. Sie ist verheiratet, gut und glücklich; das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Er aber weiß es so wenig, als er sonst was von uns weiß. Vergessen Sie ja nicht, ihm gleichfalls in einer Nachschrift zu melden: Valerine sei täglich schöner geworden und habe auch deshalb sehr bald eine gute Partie getan. Sie sei die Frau eines reichen Gutsbesitzers. Verheiratet sei die schöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, ist das noch nicht alles. Wie er sich der blonden Schönheit so genau erinnern und sie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Brünette, verwechseln kann, die Nachodine hieß, und die wer weiß wohin gekommen ist, das ist mir wieder ganz unbegreiflich und intriguiert mich ganz besonders. Denn es scheint doch, der Herr Vetter, der sein gutes Gedächtnis rühmt, verwechselt Namen und Personen auf eine sonderbare Weise. Vielleicht fühlt er sich

dieſen Mangel und will das Erloſchene durch Ihre Schilderung wieder auffriſchen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber ſuchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen ſteht und was für Ihnen vielleicht noch alle ſich in ſeiner Einbildungskraft erhalten haben, indeſſen die Etten und Ilien daraus verſchwunden ſind. Der Bote! der verwünſchte Bote!

Die Tante den Nichten

(Diktiert)

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen die, mit denen man ſein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen ſeinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich ſchicke ihm eure beiden Briefe; daraus lernt er euch kennen, und ich hoffe, wir andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächſtens ebenſo vor ihm darzuſtellen. Lebet wohl! ich leide ſehr.

Herſilie an die Tante

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen die, mit denen man ſein Leben zubringt! Leonardo iſt ein verzogener Neffe. Es iſt abſcheulich, daß Sie ihm unſere Briefe ſchicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünſche mir nur Gelegenheit, mich nächſtens von einer andern Seite darzuſtellen. Sie machen andre viel

leiden, indem Sie leiden und blind lieben. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu helfen.

Die Tante an Herſilien

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch an Lenardo mit eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, den mir meine inkorrigible Neigung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe ſind nicht fort.

Soeben nimmt der junge Mann von mir Abſchied, der ſeit kurzem in unſerm Kreiſe lebt und durch die ſeltſamſte Gelegenheit uns ziemlich kennen lernte, dabei verſtändiger und gutmütiger Natur iſt. Ihn ſchicke ich ab. Er übernimmt den Auftrag gern. Er ſoll unſern Lenardo vorbereiten, ſchicken oder bringen. So weiß die Tante ſich von einem raſchen Entſchluß wiederzufinden und einen andern Weg einzulenken. Herſilie wird ſich auch beſinnen und es an einem freundlichen Widerruf nicht fehlen laſſen.

Lenardos Bekenntnisse

Nachdem Wilhelm dergestalt seine Erzählung geendigt, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für das, was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht noch am Schluß einen Auftrag gegeben, mir noch eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?" Der andre besann sich einen Augenblick. „Ja," sagte er darauf: „ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheiratet sei und sich in einem wünschenswerten Zustand befinde."

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen," versetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche."

„Es ziemt sich nicht für mich, zu fragen, welch Verhältnis Sie zu ihr gehabt," sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig sein, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens teil haben."

„Es ist das wunderlichste Verhältnis von der Welt," sagte Lenardo: „keineswegs ein Liebesverhältnis, wie man sichs denken könnte. Ich kann es Ihnen wohl vertrauen, und Ihnen erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe.

Denn, glauben Sie," fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wiederzufinden, und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dies einzige Wesen war es mir zu tun, dessen Zustand sich verändern mußte, und sich — Dank sei's dem Himmel — ins Bessere verändert hat."

„Sie machen mich neugierig," sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.

„Ich halte es wenigstens dafür," versetzte Lenardo und fing seine Erzählung folgendermaßen an.

„Die große Tour durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu machen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung sich aber

von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben hatten, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, als wir es uns alle versahen.

Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu tun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu stande bringt, und inzwischen alles andre ruhn und schweigen muß; wodurch er denn freilich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Partikuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten, die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, ausstehende Schulden, besonders Pachtreste, einzukassieren; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann

erhielt die Liste; das Übrige war ihm überlassen. Vom einzelnen erfahren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unsrer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben und seine Kaution zur Ersetzung des Ausfalls innebehalten und das Gut anderweitig verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von der Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seinesgleichen, dabei klug und tätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche in der Haushaltung gescholten. Seine Frau war gestorben, seine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, zu jung, als daß sie hätte eingreifen können; genug, es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.

Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußte ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Abschiednehmen ging an und die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch einmal unsern Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg."

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne.

„Wie ist mir denn?" sagte er: „hieß sie auch Valeríne? Ja doch," fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie, ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu tun; so sagte ich's ihr aufrichtig, und setzte die eigene Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht.

Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Kasse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei dem, was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher waren Versprechen mir heilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte es mir so angewöhnt, abzuschlagen, daß ich sogar das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich leugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einigemal

dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Not sie beredter machte, als ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Tränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüt nach außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt und geküßt, und sah so gut, so liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: Ich will das Mögliche tun, beruhige dich, mein Kind! und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Tun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. — Ich weiß nicht mehr was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Tun Sie's! rief sie auf einmal erheitert, mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort.

Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn an das Einzelne nicht erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vorgesetzt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger; er war weggeritten. Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiste bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung ver-

wischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück, er war geschäftiger und überdrängter als jemals. Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit, mich zu hören: doch machte ich einen Versuch ihn festzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, so wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel, um Gotteswillen, davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen. — Der Tag meiner Abreise war festgesetzt; ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren gut zu meiner bisherigen Bedienung, aber keineswegs gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheit zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten.

Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so was einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt: denn was Sie nötig haben, um sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher als wir glaubten. Dies ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgetan scheint und noch manches hinten nach kommt. Das ist

nun aber oft so, und wie andere müssen es ausbaden. Über die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig, und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Tun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens.

Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhange, gelind und billig zu verfahren. Er versprach alles, nach Art solcher Personen, für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und kehrte jedem Anteil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken.

Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir ging es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des flehenden Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz wo sie kniete, dem Weg den ich einschlug mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Teilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals

getilgt werden konnte. Immer erneut trat er in jeder ſtillen Stunde hervor, und je länger es währte, deſto ſchmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundſätze, meine Gewohnheit auf mich geladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur ſtotternd, zum erſtenmal in ſolchem Falle verlegen.

Ich verfehlte nicht, unſern Geſchäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatoriſch. Dann ſetzte er aus, auf dieſen Punkt etwas zu erwidern; dann waren ſeine Worte zweideutig; zuletzt ſchwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenſtände traten zwiſchen mich und meine Heimat: ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Teilnahme aufgefordert; das Bild verſchwand, das Mädchen faſt bis auf den Namen. Seltner trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zuſtand mit allen ſeinen Bedingungen beinahe verſchwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hauſe wieder nähere, da ich meiner Familie, was ſie bisher entbehrt, mit Zinſen zu erſtatten gedenke, jetzt überfällt mich dieſe wunderliche Reue — ich muß ſie ſelbſt wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Geſtalt des Mädchens friſcht ſich auf mit den Geſtalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, ſie ſei in dem An-

glück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen. Denn so scheint mir, daß mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals gewesen. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sei, daß ich früh zu jenem Gesetz: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben diese Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei ist das Bild, die Vorstellung, die mich quält, so angenehm, so liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenardo schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienst erzeigen können, als durch den Nachsatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Postskript das Interessanteste des Briefes enthalten sein kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abschied versichert."

„Schön," sagte Lenardo: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich absolviert, und wir wollen sogleich zu den

Meinigen, die mich ohnehin länger als billig ist erwarten." Wilhelm erwiderte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine sonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlasse, in einem Jahre nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieser Sonderbarkeit nicht aussprechen darf."

„Es tut mir sehr leid," sagte Lenardo, „daß wir Sie so bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie tun kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege sind, mir wohlzutun, so könnten Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen besuchten, sich von ihrem Zustand genau unterrichteten, und mir alsdann entweder schriftlich oder mündlich — der dritte Ort einer Zusammenkunft wird sich schon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht erteilten."

Dieser Vorschlag wurde weiter besprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Wilhelm übernahm es, sie zu besuchen; ein dritter Ort wurde festgesetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen sollte, der indessen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Beſuch bei Valerinen

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, nebeneinander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeitlang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Fahrſtraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der nun, von ſeinem Herrn begleitet, die Heimat wieder finden ſollte. Hier wollten die Freunde ſich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abſchied und verſprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

„Wenn ich bedenke," verſetzte Lenardo, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum ſollte ich nicht ſelbſt Valerinen aufſuchen? warum nicht ſelbſt mich von ihrem glücklichen Zuſtande überzeugen? Sie waren ſo freundlich, ſich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter ſein? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen ſittlichen Beiſtand, wie man ſich rechtliche Beiſtände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachſen zu ſein glaubt."

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hause den so lange Abwesenden erwarte, daß es einen sonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme, und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu befürchtenden Folgen nicht wohl zu Mute war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bei der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar, und der wahre Sitz des Landbaus. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut, und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenardo schweigend neben ihm ritt. Endlich fing dieser an: „Ein anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen: denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor sicherstelle. Unwahrheit kann uns ebenso sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wann uns diese oder jene nutzt,

ſo möchte es doch immer der Mühe wert ſein, ſich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Laſſen Sie uns alſo getroſt vorwärts gehen; ich will mich nennen, und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen."

Nun waren ſie an den Gutshof gekommen, und ſtiegen in dem Bezirk desſelben ab. Ein anſehnlicher Mann, einfach gekleidet, den ſie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte ſich als Herr des Hauſes an. Lenardo nannte ſich, und der Beſitzer ſchien höchſt erfreut, ihn zu ſehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau ſagen," rief er aus, „wenn ſie den Neffen ihres Wohltäters wiederſieht! Nicht genug kann ſie erwähnen und erzählen, was ſie und ihr Vater Ihrem Oheim ſchuldig iſt."

Welche ſonderbare Betrachtungen kreuzten ſich ſchnell in Lenardos Geiſt! Verſteckt dieſer Mann, der ſo redlich ausſieht, ſeine Bitterkeit hinter ein freundlich Geſicht und glatte Worte? Iſt er im ſtande, ſeinen Vorwürfen eine ſo gefällige Außenſeite zu geben? Denn, hat mein Oheim nicht dieſe Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben ſein? Oder, ſo dachte er ſich's mit ſchneller Hoffnung, iſt die Sache nicht ſo übel geworden als du denkſt? denn eine ganz beſtimmte Nachricht haſt du ja doch niemals gehabt. Solche Vermutungen wechſelten hin und her, indem der Hausherr

anſpannen ließ, um ſeine Gattin holen zu laſſen, die in der Nachbarſchaft einen Beſuch machte.

„Wenn ich Sie indeſſen, bis meine Frau kommt, auf meine Weiſe unterhalten und zugleich meine Geſchäfte fortſetzen darf, ſo machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld, und ſehen ſich um, wie ich meine Wirtſchaft betreibe: denn gewiß iſt Ihnen, als einem großen Gutsbeſitzer, nichts angelegener, als die edle Wiſſenſchaft, die edle Kunſt des Feldbaus.“ Lenardo widerſprach nicht; Wilhelm unterrichtete ſich gern; und der Landmann hatte ſeinen Grund und Boden, den er unumſchränkt beſaß und beherrſchte, ſo gut inne; was er vornahm, war der Abſicht ſo gemäß; was er ſäete und pflanzte, ſo am rechten Ort; er wußte die Behandlung und die Urſachen derſelben ſo deutlich anzugeben, daß es ein jeder begriffen und für möglich gehalten hätte, dasſelbe zu tun und zu leiſten: ein Wahn, in den man leicht verfällt, wenn man einem Meiſter zuſieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten ſich ſehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung erteilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine ſchwache Seite zeigen, die freilich an jedem zu bemerken iſt, der ſich einem Gegenſtand ausſchließlich ergibt.“ Er führte ſie auf

seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrat derselben, sowie den Vorrat von allem erdenklichen Geräte und dessen Zubehör. „Man tadelte mich oft," sagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deshalb nicht schelten. Glücklich ist der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht."

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und verfehlte nicht sie zu erwidern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Teil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegenteil; zwar auch eine schöne schlanke Gestalt, aber blond, mit allen Vorteilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmut erschreckte Lenardon. Seine Augen hatten das braune Wesen gesucht; nun

leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Züge erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deshalb denn auch dieser bei der Ausstattung sehr viel getan, um dem neuen Paare behilflich zu sein. Dies alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Überraschung eines Wiedersehens ungezwungen äußern läßt. Ob man sich wiedererkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft war gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereignis einen Wink gegeben hatte, tat sein Mögliches, um diesem beizustehn; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt sei, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beiſammen, obgleich die Freunde nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch ſogleich begann, als ſie ſich in den Gaſtzimmern allein ſahen.

„Ich ſoll, ſo ſcheint es," ſagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt ſie. Dieſe blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, ſpielen ſehen; ja ich trieb mich ſelbſt mit ihnen, obgleich ſo vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringſten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beigelegt. Nun finde ich die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weiſe über die Maßen glücklich, indeſſen die andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen iſt."

Des andern Morgens waren die Freunde beinahe früher auf als die tätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäſte zu ſehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht, mit welchen Geſinnungen ſie zum Frühſtück kamen. Wilhelm, der wohl einſah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo ſich in der peinlichſten Lage befinde, brachte das Geſpräch auf frühere Zeiten, auf Geſpielen, aufs Lokal, das er ſelbſt kannte, auf andere Erinnerungen, ſo daß

Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, das nußbraune Mädchen zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm die Nachricht ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Anteil die Auspfändung des frommen Pachters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu versinken. Unglücklicher und glücklicher Weise erging sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Lenardo'n das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihilfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und der halben, geheuchelten Zusage der beiden Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardos, seine sichtbare Zerstreuung beim Abschied, sein hastiges Wegeilen, zu ihrem Vorteil aus, und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wiederauf-

wachenden oder neuentstehenden Neigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

„Nach diesem sonderbaren Ereignis," sagte Lenardo, „daß wir bei so schönen Hoffnungen ganz nahe vor dem Hafen scheitern, kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel mir Sie zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigentümlichen Sendung gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachodinen aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handlen Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts!"

„Ich reise nach Hause, suche Nachricht einzuziehen und sende Ihnen mit einem vertrauten Manne Ihren Felix zurück. Geben Sie das Kind, wie es Ihre Absicht war, dahin, wo viel seines Gleichen heranwachsen: es ist beinahe gleichgültig, unter welcher Aufsicht; doch müßte ich mich sehr irren, wenn Sie nicht gerade an dem Ort, in der Gegend, wo ich wünsche daß Sie Ihren Sohn und seinen Begleiter erwarten, einen Mann finden sollten, der Ihnen hierüber die beste Auskunft geben kann. Es ist der, dem ich die Bildung meiner Jugend verdanke, den

ich so gern auf meinen Reisen immer neben mir gesehen, dem ich wenigstens manchmal gern begegnet wäre, wenn er nicht ein häusliches stilles Leben vorgezogen hätte."

Sie waren an den Ort gelangt, wo sie nunmehr wirklich scheiden sollten. Indem die Pferde gefüttert wurden, schrieb Lenardo einen Brief, den Wilhelm annahm, im übrigen aber nicht umhin konnte, Lenardo seine Bedenklichkeiten mitzuteilen.

„Ich halte es," sprach er, „in meiner Lage für einen wünschenswerten Auftrag, einen edlen Mann von einer Gemütsunruhe zu befreien und zugleich ein menschliches Geschöpf aus dem Elende zu retten, wenn es sich darin befinden sollte. Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht leugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer schweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus sein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Versprechen verlangen, dieses weibliche Wesen, das Ihnen so teuer zu stehen kommt, nicht wieder zu sehen, sich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht; es sei nun, daß ich sie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im stand bin. Da ich Sie aber zu einem Versprechen weder vermögen kann noch will: so

beſchwöre ich Sie bei allem, was Ihnen wert und heilig iſt, ſich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund, zuliebe, keine Annäherung, es ſei unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten ſich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich ſie finde, die Gegend, wo ich ſie laſſe, näher bezeichne, oder gar ausſpreche: Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht, und ſind losgeſprochen und beruhigt."

Lenardo lächelte, und verſetzte: „Leiſten Sie mir dieſen Dienſt, und ich werde dankbar ſein. Was Sie tun wollen und können, ſei Ihnen anheim gegeben, und mich überlaſſen Sie der Zeit, dem Verſtande und womöglich der Vernunft."

„Verzeihen Sie," verſetzte Wilhelm: „wer jedoch weiß, unter welchen ſeltſamen Formen die Neigung ſich bei uns einſchleicht, dem muß es bange werden, wenn er vorausſieht, ein Freund könne dasjenige wünſchen, was ihm in ſeinen Zuſtänden, ſeinen Verhältniſſen notwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte."

„Ich hoffe," ſagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich ſie los."

Die Freunde ſchieden, jeder nach ſeiner Seite.

Herſilie an Wilhelm

Sie haben, mein Teurer, und, daß ich es nur ausſpreche, lieber Freund, Sie haben Unrecht, und, weil Sie nach Ihrer Überzeugung handeln, doch nicht Unrecht; das nußbraune Mädchen iſt alſo gefunden, geſehen, geſprochen, gekannt und anerkannt, ſo ſagen Sie und verſichern zugleich, daß es nicht möglich ſei, dieſer ſeltenen Perſon, nach ihrer eignen Art und Weiſe, einen beſſern Zuſtand zu wünſchen, noch ihr in dem gegenwärtigen irgend etwas wahrhaft Förderliches zu erweiſen.

Nun machen Sie ſich ein Gewiſſen daraus, den Aufenthalt des wunderſamen Weſens zu entdecken; das mögen Sie mit Ihrem Gewiſſen abmachen, gegen uns aber iſt es gewiſſenlos; Sie glauben Lenardo'n zu beſchwichtigen, indem Sie ihm verſichern, daß es ihr wohl gehe. Er hatte ausgeſprochen, beinahe verſprochen, dabei wolle er ſich beruhigen; was verſpricht aber der Leidenſchaftliche nicht alles andern und ſich! Wiſſen Sie alſo: die Sache iſt dadurch keineswegs abgetan. Sie iſt, ſagen Sie, glücklich,

durch eigene Tätigkeit und Verdienſt glücklich; nun aber möchte er wiſſen wie? wann? und wo? und, was das Schlimmſte iſt, die Schweſtern möchten es auch gern wiſſen. Ein halbes Jahr iſt nun ſeit Ihrer Abreiſe verfloſſen, vor dem Ende des ganzen dürfen wir nicht hoffen Sie bei uns zu ſehen. Könnten Sie aber nicht Ihr ewig Rouge et noir, künſtlich und klug, in unſere Nähe ſpielen? man verſteht ja mit dem Springer das ganze Schachfeld zu durchhüpfen, ohne wieder auf dasſelbe Quadrat zu kommen. In dieſem Kunſtſtück ſollten Sie Meiſter werden, ſo dürften Ihre Freunde Sie ſo lange nicht entbehren.

Lenardos Tagebuch

Montag den 15. September.

Tief in der Nacht war ich nach mühsam erstiegener halber Gebirgshöhe in einer leidlichen Herberge eingetroffen, und ward schon vor Tagesanbruch aus tiefem Schlaf durch andauerndes Schellengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Eine große Reihe Saumrosse war schon vorbeigezogen, eh ich mich ankleiden und ihnen voreilen konnte. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald, wie unangenehm und verdrießlich solche Gesellschaft sei. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Tiere hinausreichende Gepäck (sie trugen diesmal ungeheure Säcke Baumwolle) streift bald an der einen Seite an den Felsen an, und wenn sie, um dieses zu vermeiden, sich gegen die andere Seite ziehen, so schwebt die Last über dem Abgrund, dem Zuschauer Sorge und Schwindel erregend, und was das Schlimmste ist, in beiden Fällen bleibt man gehindert, an ihnen vorbeizuschleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felsen, wo St. Christoph, der mein Gepäck kräftig einhertrug, einen Mann begrüßte, welcher, stille dastehend, den vorbeiziehenden Zug zu mustern schien. Es war auch wirklich der Anführer, der den Transport übernommen hatte. Im Gespräch erfuhr ich von ihm, daß dieses Baumwolle sei, welche aus Macedonien über Triest komme und vom Fuße des Berges auf Maultieren auf diese Höhen gebracht werde, wo Spinner und Weber in Anzahl durch Täler und Schluchten einen großen Vertrieb solcher Waren ins Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren von anderthalb bis drei Zentner; der Mann lobte seine Waren, verglich sie mit der von Ost- und Westindien, besonders mit der von Cayenne, als der bekanntesten; er schien von seinem Geschäft sehr gut unterrichtet, und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, so gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indessen war der ganze Zug vor uns vorüber, und ich erblickte nur mit Widerwillen auf dem in die Höhe sich schlängelnden Felsweg die unabsehliche Reihe dieser bepackten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beschwerte, trat ein untersetzter munterer Mann zu uns heran, der

auf einem ziemlich großen Reff nur eine leichte Bürde zu tragen ſchien. Man begrüßte ſich, und es war gar bald am derben Händeſchütteln zu ſehen, daß St. Chriſtoph und dieſer Ankömmling einander wohl bekannt ſeien; da erfuhr ich denn ſogleich über ihn folgendes. Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, woher zum Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, gibt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann oder Sammler, welcher der Garnträger genannt wird. Dieſer ſteigt nämlich durch alle Täler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partieen, tauſcht dagegen Garn ein oder kauft es, von welcher Qualität es auch ſein möge, und läßt es dann wieder mit einigem Profit im größern an die Fabrikanten ab.

Als nun die Unbequemlichkeit, hinter den Maultieren herzugehen, abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann ſogleich ein, mit ihm ein Seitental hinabzugehen, das gerade hier von dem Haupttale ſich trennte und die Waſſer nach einer andern Himmelsgegend hinführte. Der Entſchluß war bald gefaßt, und nachdem wir mit einiger Anſtrengung einen etwas ſteilen Gebirgskamm überſtiegen hatten, ſahen wir die jenſeitigen Abhänge vor uns, zuerſt höchſt unerfreulich: das Geſtein hatte ſich verändert und eine ſchiefrige Lage genommen; keine

Vegetation war zu ſehen, und man ſah ſich von einem ſchroffen Niederſtieg bedroht. Quellen rieſelten von mehreren Seiten zuſammen; man kam ſogar an einem mit ſchroffen Felſen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr geſellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, endlich ſah man gleich zerſtreute ländliche Wohnungen, freilich von der kärglichſten Sorte, zuſammengezimmert von verſchränkten Balken, die großen ſchwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beſchwert, daß ſie der Wind nicht wegführe. Ohnerachtet dieſer äußern traurigen Anſicht fühlte man ſich doch gleich ländlich und geſellig.

Der Bote ſchien erwartet; auch war derſelbe gewohnt, womöglich immer an demſelben Wochentage zu kommen; er handelte das Geſpinſt ein, teilte friſche Baumwolle aus; dann geht es immer friſch hinabwärts, wo mehrere Häuſer in geringer Entfernung nahe ſtehen. Kaum erblickt man uns, ſo laufen die Bewohner begrüßend zuſammen, die Kinder drängen ſich hinzu und werden mit einem Eierbrot, auch einer Semmel abgeſpeiſt. Die Freude war überall groß, vorzüglich, daß St. Chriſtoph auch dergleichen aufgepackt und alſo gleichfalls die Freude hatte, den kindlichſten Dank einzuernten; um ſo angenehmer für ihn, als er ſich, wie ſein Vorfahre, mit dem kleinen Volk gar wunderlich herumzuſchleppen wußte.

Die Alten dagegen hatten gar mancherlei Fragen; vom Kriege wollte jedermann wiſſen, der glücklicherweiſe ſehr entfernt geführt wurde und auch nah dieſen Gegenden nicht gefährlich geweſen wäre. Sie freuten ſich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu leugnen, das Maſchinenweſen vermehre ſich immer im Lande und bedrohe die arbeitſamen Hände nach und nach mit Untätigkeit. Doch ließen ſich allerlei Troſt- und Hoffnungsgründe beibringen.

Dazwiſchen wurde er wegen manchen Falles um Rat gefragt, ja ſogar mußt er ſich nicht allein als Hausfreund, ſondern auch als Hausarzt beweiſen; einige Tropfen, Balſame führte er jederzeit bei ſich.

In die verſchiedenen Häuſer eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward aufmerkſam auf Kinder, welche ſich ſorgfältig und emſig beſchäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüſſe, nebſt andern Unreinigkeiten wegzunehmen; ſie nennen es erleſen. Ich fragte, ob das nur das Geſchäft der Kinder ſei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung hiezu geschieht folgendermaßen: Es wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgeteilt, gekardet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken festgewickelt und ist nun zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rad, nicht zu hoch; mehrere hielten dasselbe mit übereinander gelegten Füßen im festen Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich besonders vorteilhaft auszeichnet. Ferner macht die Richtung der Arme einen sehr malerischen Kontrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmut zu verlieren nicht fürchten dürften,

wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit, die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltner, andere Lieder.

Die Vögel zwitschern dazwischen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden, als in einer Stube, wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädli-Garn ist jedoch das Brief-Garn vorzuziehen; hiezu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Teil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte getan, welche nachher an der Kunkel befestigt wird. Aus dieser Düte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn.

Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen bedächtigen Personen getrieben wird, gibt der Spinnerin ein sanfteres Ansehen als das am Rade; kleidet dies letzte eine große,

ſchlanke Figur zum beſten, ſo wird durch jenes eine ſanfte zarte Geſtalt gar ſehr begünſtigt. Dergleichen verſchiedene Charaktere, verſchiedenen Arbeiten zugetan, erblickt ich mehrere in Einer Stube und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerkſamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen mehr zu widmen hätte.

Leugnen aber dürfte ich nicht ſodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die ſeltenen Gäſte aufgeregt, ſich freundlich und gefällig erwieſen. Beſonders freuten ſie ſich, daß ich mich nach allem ſo genau erkundigte, was ſie mir zeigten und vorſprachen bemerkte, ihre Gerätſchaften und einfaches Maſchinenwerk zeichnete, ja ſelbſt ihre Arme, Hände und hübſche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abſchilderte, wie hierneben zu ſehen ſein ſollte. Auch die vollbrachte Arbeit wurde ſorgfältig vorgewieſen, die vollen Spindeln beiſeite gelegt und das ganze Tagewerk ſorgfältig aufgehoben. Der Abend brach ein; man war ſchon bekannter geworden, die Arbeit jedoch nicht eingeſtellt; nun beſchäftigte man ſich mit dem Haſpeln und zeigte man ſchon viel freier teils die Maſchine, teils die Behandlung vor, und ich ſchrieb ſorgfältig auf.

Der Haſpel hat ein Rad und Zeiger, ſo daß ſich dieſes umdreht und bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederſchlägt, ſo oft hundert Umgänge auf den Haſpel gekommen ſind. Man nennt nun

die Zahl von tauſend Umgängen einen Schneller, nach dieſem wird nun die verſchiedene Feine des Garns gerechnet.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund, links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haſpels wird ungefähr ſieben Viertelellen oder etwas mehr betragen, und die ſchlanke fleißige Spinnerin behauptete, 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, alſo 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu ſpinnen; ſie erbot ſich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die ſtille und beſcheidene Briefſpinnerin es nicht ganz laſſen und verſicherte: daß ſie aus dem Pfund 120 Schneller ſpinne mit verhältnismäßiger Schnelligkeit; ſie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haſpel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paarmal umgeſchlagen und geknüpft werde; ſie nahm den Schneller ab, drehte ihn ſo, daß er in ſich zuſammen lief, da denn das eine Ende durch das andere durchgeſchleift und das Geſchäft der Spinnerin vollbracht war.

Da nun hier weiter nichts vorzuzeigen war, ſtand die Mutter auf und ſagte: da der junge Herr doch alles zu ſehen wünſche, ſo wolle ſie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmütig-

keit, indem sie sich an den Weberstuhl setzte, wie diese Art eigentlich nur für grobe Kattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen werde; sie zeigte mir denn auch solche trockene Ware; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit

Der Mond stand hell am Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen mußte, die Fußpfade seien gut und klar, besonders bei solcher Nachtfackel. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Ware St. Christoph ein ziemliches Paket mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es morgenfrüh an die ihrigen zu verteilen.

Dienstag den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmut und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größeren Hüttenversammlung, die man vielleicht ein Dorf hätte nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Kapelle, und es fing schon an wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei; wenn sie auch auf keine Gärten deuteten, so sah man doch, daß hier

chon einiger Wieswachs, wenn auch nur ſpärlich, anzutreffen ſei.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernſtlicher getrieben wird.

Unſere geſtrige Tagereiſe, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüſtigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; man bereitete uns eine hinreichende Streu, der Garnbote warf ſich drauf und ſchlief. Ich war eben im Begriff, mich niederzulegen, als St. Chriſtoph mir ſein Reff befahl und zur Türe hinausging. Ich kannte ſeine löbliche Abſicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das erſte, daß die Familie zuſammenlief und den Kindern ſtreng verboten ward, nicht aus der Türe zu gehen, indem ein greulicher Bär oder ſonſt ein Unding in der Nähe ſich aufhalten müſſe, denn es habe die Nacht über von der Kapelle herüber dergeſtalt geſtöhnt und gebrummt, daß Felſen und Häuſer hier hüben hätten erzittern mögen, und man riet uns, bei unſerer heutigen längeren Wanderung wohl auf der Hut zu ſein. Wir ſuchten die guten Leute möglichſt zu beruhigen, welches in dieſer Einöde jedoch ſchwerer ſchien; ich wollte jedoch die eigentliche Urſache, die mir wohl bekannt war, nicht zur Sprache bringen.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligſt ſein Geſchäft abtun und alsdann kommen wolle, uns ab-

zuholen, denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Tale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern müßten. Ich entschloß mich daher, die Zeit so gut als möglich zu nutzen und mich von unsern guten Wirtsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beides waren ältliche Leute, in späteren Tagen noch mit zwei, drei Kindern gesegnet; religiöse Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man an ihrer Umgebung Tun und Reden gar bald gewahr. Wir kamen gerade zu einem solchen Beginnen, und da die Umgebung zu keiner weitern Zerstreuung Anlaß gab, so ließ ich mir das Geschäft, so wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam diktieren.

Die erste Arbeit, welche sodann verrichtet wird, ist das Garn zu leimen, d. h. man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkmehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Fäden mehr Halt bekommen. Sind nun die Garnstränge wieder getrocknet, so wird gespuhlt: nämlich das Garn am Rad auf Rohrspuhlen gewunden; solches verrichten gewöhnlich alte unvermögende Männer, Weiber und Kinder, und der Platz beim Ofen ist gewöhnlich der Platz für das Spulrad.

Die Spulen werden nun um zu zetteln auf einen

Rahmen an Drähte gesteckt, so daß sie sich frei um dieselben bewegen und den Faden ablaufen lassen können.

Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument (das Brittli), ohngefähr wie ein Sistrum gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Fäden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Zettlers, mit der Linken faßt er die Fäden zusammen und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältnis der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Fäden herauf und eben so viel herunter, und nennt solches die Rispe; so werden die verschränkten Fäden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Diese Sache geschieht, damit der Weber die Fäden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Zetteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgeteilt, damit sich nichts verwirren kann; sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das

gehörige Maß wieder bringen muß; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knauls aufgewunden, welcher die Werfte genannt wird.

Mittwoch den 17.

Sie waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle die aufgehende Sonne ließ ihnen besser bewohntes Land sehen als bisher. Brücken waren schon über das immer sich verbreitende Wasser geschlagen; das Anmutige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von unsern Wanderern empfunden.

Über den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann herübergeschritten und rief schon von weitem, als einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß' Euch Gott, Herr Garnbote!" Dieser ließ ihn näher herankommen, dann rief auch er mit Verwunderung aus: „Dank' Euch Gott, Herr Schirrmeister! Woher des Landes? welche unerwartete Begegnung!" Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreit' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeitlang ungestört fortarbeiten können." Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da

Ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und Euch sorgfältig drum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich Euch in diesen Tagen schon still herbeigewünscht hatte; er hätte Euch alles besser erklären können, als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht alles was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Not tut und es jeder nur wünschen mag."

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht, da komm' ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werten lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich zuerst vom Tiere unterscheidet, die nötige Auskunft zu geben. Wir kommen heute gerade zu guten und geschickten Leuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt wie ich selbst."

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch aber nicht fortgesetzt, da er nach verschiedenen Bekannten

in der Gegend fragte. „Wie geht's Frau Susanne!" rief er aus. „Ist sie noch so frisch und tätig wie sonst? Hat sie den Tod ihres Bräutigams, ihres Gatten wenn ihr wollt, verwunden? Scheint sie das Geschäft allein fortführen zu wollen, oder hat Daniel Hoffnung nach geendigtem Trauerjahr ihre Hand zu erhalten?" Hierauf versetzte der Garnbote: „Es steht alles noch, wie ihr es verlassen habt, ja wenn man sagen darf, alles noch netter und reinlicher als vorher, wie es der Frauen Art ist, und an lebhaftem Betrieb läßt sie es nicht fehlen."

Auf meine Fragen erwiderten sie mir nur kurz, daß es eine junge Witwe sei, die nach dem Tod ihres erst vor seinem Todbett angetrauten Gatten eine ansehnliche Baumwollen-Fabrik fortsetze und dadurch Tätigkeit und Nahrung in dem Gebirg unterhalte, welche um so lobenswürdiger sei, weil dieses Geschäft in der neuern Zeit zu schwanken anfange. Er wendete sich darauf wieder zu seinem Freunde und erkundigte sich nach ihrer Schwester Dorchen. „Aha!" rief jener, „diese liegt euch wohl näher als Frau Susanne selbst! Ich erinnere mich noch recht gut, wie Herr Schirrfasser es einzurichten wußte, sich wöchentlich im Hause zu beschäftigen und wie Dorchens Weberstuhl immer am besten gerichtet und geschmückt war. Andere Jungfrauen, besonders Suschen, beklagten sich darüber, es sei keine Kunst, wenn Dorchen seiner und

geſchwinder webe als die andern, weil er für jene mehr Sorge trägt.“ Darauf erwiderte jener: „Sprecht nur nicht von Suschen; die iſt falſch, neidiſch tückiſch, hat mir manchen Streich geſpielt und mich zuletzt dem Hauſe entfremdet, ſo daß ich jetzt nur darin tue, was nötig iſt und was ich für Pflicht halte.“ Unter dieſen und andern Geſprächen gelangten wir nach einigem Raſten und Frühſtücke zu einer zwar auch unter und über einander, doch beſſer gebauten Häuſergruppe. Er wies uns an das beſte. Der Garnbote ging mit mir und St. Chriſtoph nach Abrede zuerſt hinein, ſodann aber, nach den erſten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfaſſer, und es war auffallend, daß ſein Hereintreten eine freudige Überraſchung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder verſammelten ſich um ihn; einem am Weberſtuhl ſitzenden wohlgebildeten Mädchen ſtockten die Schiffchen in der Hand, die ſoeben durch den Zettel durchfahren ſollten; auch ſo hielt ſie den Tritt an, ſtand auf und kam ſpäter, mit langſamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote ſowohl als der Schirrfaſſer, ſetzten ſich bald zum Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man ſich eine Zeitlang gelabt, wendet ſich der wackere Mann zu mir und ſagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über

dieſe Freude des Wiederſehens nicht hintanſetzen: wir können noch tagelang mit einander ſchnaken; Sie müſſen morgen fort. Laſſen wir den Herrn in das Geheimnis unſerer Kunſt ſehen; Leimen und Zetteln kennt er, zeigen wir ihm das übrige vor; die Jungfrauen ſind ja wohl dazu behilflich. Ich ſehe, an dieſem Stuhl iſt man beim Aufwinden." Das Geſchäft ward der jüngeren, zu der ſie traten. Die ältere ſetzte ſich wieder an ihren Webeſtuhl und ſetzte mit einer ſtillen liebevollen Miene ihre lebhafte Arbeit fort.

Ich betrachtete nun ſorgfältig das Aufwinden. Zu dieſem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Weberbaum's hat, auf welchem aufgewunden werden ſoll; dieſer iſt mit einem Einſchnitt verſehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgeſteckt und in dem Einſchnitt befeſtigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen ſitzt unter dem Weberſtuhl und hält den Strang des Zettels ſtark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Zettel gewaltſam umdreht und zugleich acht gibt, daß alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn alles aufgewunden iſt, ſo werden durch die Riſpe ein runder und zwei flache Stäbe, Schienen, geſtoßen, damit ſie ſich halte, und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe ist noch etwa eine Viertelelle am zweiten Weberbaum übrig geblieben, und von diesem laufen etwa drei Viertelellen lang die Faden durch das Blatt in der Lade sowohl als durch die Flügel des Geschirrs. An diese Faden nun dreht der Weber die Faden des neuen Zettels, einen um den andern, sorgfältig an, und wenn er fertig ist, wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, so daß die neuen Faden bis an den noch leeren Weberbaum reichen; die abgerissenen Faden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulen gewunden, wie sie ins Weberschiffchen passen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geschlichtet.

So lang der Webestuhl ist, wird der Zettel mit einem Leimwasser, aus Handschuhleder bereitet, vermittelst eingetauchter Bürsten durch und durch angefeuchtet; sodann werden die obengedachten Schienen, die das Gerispe halten, zurückgezogen, alle Faden aufs genauste in Ordnung gelegt und alles so lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänseflügel gefächelt, bis es trocken ist, und nun kann das Weben begonnen und so lange fortgesetzt werden, bis es wieder nötig wird, zu schlichten.

Das Schlichten und Fächeln ist ein Geschäft, was gewöhnlich von den Webern jungen Leuten überlassen wird, welche zu eben dem Geschäft herangezogen werden, oder in der Muße der Winterabende leistet ein Bruder

oder ein Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spülchen mit dem Eintragsgarn.

Donnerstag den 18. September.

Es ist überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube, wo mehrere Stühle in Bewegung sind und dazwischen noch Spinn- und Spulräder gehen, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzen trauliche Gespräche führend. Zwischendurch läßt sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, seltener Lieder, oder es bricht fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall gesagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann wenn sie Hilfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musselin zustande bringen; es ist aber sehr selten und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeschirres, vom gleichen Schlag der Lade ab, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls dazu bei, zu welchem Ende die Weberin

feiner baumwollenen Tücher einen schweren Stein an den Nagel des vorderen Weberbaums hängt, auch zu Vermeidung zu großer Trockenheit im Keller arbeitet. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angespannt wird (das Kunstwort heißt dämmen), so verlängert es sich merklich, auf 32 Ellen $^3/_4$ Ellen und auf 64 etwa $1^1/_2$ Elle; dieser Überschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

Auf alles dieses blieb der einsichtige Schirrmeister nicht beim Gegenwärtigen stehen; man legte uns aus wie diese sämtliche Werkzeuge weit vollkommener hergestellt werden könnten, wie es in andern Landen schon geschehe; er sprach von Spinnmaschinen, jedoch mit einiger Zurückhaltung, und gestand auf Befragen, daß er sich gar wohl getraue eine solche zu fertigen, die keiner was nachgeben solle, wenn er nicht fürchten müßte so viele Familien unglücklich zu machen, die er einzeln entstehen, altern und sich doch immer fortpflanzen und nähren gesehen.

Lenardos Tagebuch

Fortsetzung

Freitag den 19.

Da man auch heute nicht säumen durfte, um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, also frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit versteckten Glückwünschen und hinterließ dem Schirrmeister, welcher zurückblieb, die den Jungfrauen zugedachten Geschenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zusteckend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut bewies.

Diesmal war der Weg nicht weit; nach einigen Stunden erblickten sie in einem ruhigen, nicht allzuweiten, flachen Tal, dessen eine felsige Seite von den Wellen eines klaren Sees leicht bespült war, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer Boden, bei sonniger Lage, einiges Gartenwesen begünstigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Susanne vorgestellt, war Lenardo nicht wenig betroffen, als sie ihn freundlich ansprach und versicherte: es sei ihr sehr angenehm, daß er Freitags komme, als dem ruhigsten

Tag der Woche, da Donnerstag abends die gefertigte Ware hinab zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten, welcher sagte: „Die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!“ versetzte sie: „Gewiß, er macht sich das Geschäft so löblich und treu, als wenn es sein eigenes wäre.“ — „Ist doch auch der Unterschied nicht groß,“ versetzte jener, übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirtin und eilte, seine Geschäfte in den Seitentälern zu vollbringen, und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen und Lenardon abzuholen.

Mir war indessen ganz wunderlich zu Mute; mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahndung befallen, daß es die Gesuchte sei; beim längeren Hinblick war sie es wieder nicht, und doch beim Wegblicken, oder wie sie sich umkehrte, war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten ihre Arbeit nach; mit freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete sie mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwei Mädchen, welche sie Dorchen und Suschen nannte, und welche ich um desto aufmerksamer betrachtete, als ich ausforschen wollte, wie sie mit der Schilderung des Schirrmeisters allenfalls zusammentreffen. Diese beiden Figuren machten ihn ganz irre und zer-

ſtörten alle Ähnlichkeit zwiſchen der Hausfrau und der Geſuchten.

Aber ich beobachtete ſie nur deſto genauer, und ſie ſchien mir allerdings das würdigſte und liebenswürdigſte Weſen von allen, die ich auf meiner Gebirgsreiſe erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug, um mit ihr über das Geſchäft, welches ſie gut verſtand, mit Kenntnis ſprechen zu können; meine einſichtige Teilnahme erfreute ſie ſehr, und als ich fragte: woher ſie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport ich vor einigen Tagen geſehen; ſo erwiderte ſie, daß eben dieſer Transport ihr einen anſehnlichen Vorrat mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts ſei ſo glücklich, daß die nach dem See hinunterführende Hauptſtraße etwa nur eine Viertelſtunde ihr Tal hinabwärts vorbeigehe, wo ſie denn entweder in Perſon oder durch einen Faktor die ihr von Trieſt beſtimmten und adreſſierten Ballen in Empfang nehme, wie denn das vorgeſtern auch geſchehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen Keller hineinſehen, wo der Vorrat aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht austrockne, leichter und weniger geſchmeidig werde. Dann fand er auch, was er ſchon im einzelnen kannte, meiſtenteils hier verſammelt; ſie deutete nach und nach auf dieſes und jenes, er nimmt ver-

ſtändigen Anteil. Indeſſen wurde ſie ſtiller; aus ihren Fragen konnt' ich ihre Vermutung erraten, daß ich vom Handwerk ſei. Da die Baumwolle angekommen ſei, meinte ſie, es ſei ein Kommis oder Teilnehmer der Trieſter Handlung zu erwarten, der nach einer beſcheidenen Unterſuchung ihres Zuſtandes die ſchuldige Geldpoſt abholen werde; dieſe liege bereit für einen jeden, welcher ſich legitimieren könne.

Einigermaßen verlegen, ſucht ich auszuweichen und blickte ihr nach, als ſie eben einiges anzuordnen durchs Zimmer ging; ſie erſchien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück, und mir ſcheint, es ſei was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie ſind denn nicht vom Kaufmannsſtande?" ſagte ſie; „ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen ums Herz iſt." Dabei ſah ſie mich mit ſo ganz bekannten und erkennenden Augen an, daß ich mich kaum zu faſſen wußte; ich konnte mich kaum auf den Knien halten, als man ſie abrief. Ich konnte mich erholen und meinen Vorſatz ſtärken, ſo lang als möglich zurück zu halten; denn es ſchwebte mir vor, als wenn abermals ein unſeliges Verhältnis mich bedrohte.

Schweſter Dorchen kam die künſtliche Weberei mir zu zeigen; es dauerte nicht lange, ſo kam Suschen herbei, hörte nicht auf dreinzureden, und zwar auf eine Weiſe, jene durch Widerſpruch nur irre zu machen; und als ich Dorchen demohngeachtet mehr Aufmerkſamkeit bewies, ſo fuhr Suschen umher, um etwas zu holen, zu bringen, und ſtreifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genötigt zu ſein, mit ihrem zarten Ellenbogen zweimal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht ſonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (ſie verdient es überhaupt, beſonders aber alsdann zu heißen, wenn man ſie mit den übrigen verglich) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendſonne genießen ſollten, ehe ſie ſich hinter das hohe Gebirg verſteckte. Ein Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, wie es wohl erſcheint, wenn man etwas Erfreuliches zu ſagen zaudert; auch mir war es in dieſer Verlegenheit gar löblich zu Mute. Wir gingen neben einander her, ich getraute ihr nicht die Hand zu reichen, ſo gern ich's getan hätte; wir ſchienen uns beide für Worte und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund zubald ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich wohl gewachſene und fruchtbringende Baumwollſtauden erkannte, und ſagte dabei: „So pflegen wir die für unſere Geſchäfte unnützen

Samenkörner, die mit der Baumwolle einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit, und es macht uns Vergnügen, dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Dasein belebt. Sie sehen hier den Anfang, die Mitte ist Ihnen bekannt, und heute abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß."

Der Fabrikant bringt zuletzt sich und seine die Woche über eingegangene Ware Donnerstag abends in das Marktschiff und langt so, in Gesellschaft von andern, die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühsten Morgen am Freitag in der Stadt an. (Wohlhabende machen sich diese Reisen dadurch bequemer, indem sie einen großen Kasten mit einem Bett haben, dessen Deckel nach Belieben von innen auf und zugemacht werden kann. In diesem Kasten nun schläft sichs bequem und man ist vor Wind und Regen vollkommen geschützt.) Hier trägt nun ein jeder seine Ware zu den Kaufleuten, die im großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt sich den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlung ꝛc; wer nicht absetzen kann, überträgt auch wohl den Verkauf an andere, die besser Glück oder Bekanntschaft haben; ja es gibt sogenannte Träger, die gegen gewisse Prozente den kleinen Fabrikanten den Verkauf ihrer Ware besorgen.

Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrikation nebst dem baren Verdienst holen diese Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch daselbst mit allerlei andern Dingen zum Bedürfnis und Vergnügen. Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen und Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Waren ausgefallen, und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Putzsachen, die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt sich der See allmählich, und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes bemüht sich, dem andern vorzukommen; und die, denen es gelingt, verhöhnen wohl scherzend die, welche zurückzubleiben sich genötigt sehen.

Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den an-

liegenden Gebirgen, vom Abendrot erleuchtet, ſich warm und allmählich tiefer und tiefer ſchattiert, die Sterne ſichtbar werden, die Abendbetglocken ſich hören laſſen, in den Dörfern am Ufer ſich Lichter entzünden, im Waſſer wiederſcheinend, dann der Mond aufgeht und ſeinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche ſtreut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück; endlich in die Nähe der Heimat gekommen, wird in ein Horn geſtoßen, und ſogleich ſieht man im Berg hier und dort Lichter erſcheinen, die ſich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, ſendet jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.

Wir liegen höher hinauf; aber jedes von uns hat oft genug dieſe Fahrt mitbeſtanden, und was das Geſchäft betrifft, ſo ſind wir alle von gleichem Intereſſe."

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und ſchön ſie das alles ſprach, und konnte mich der offnen Bemerkung nicht enthalten: wie ſie in dieſer rauhen Gegend, bei einem ſo mechaniſchen Geſchäft, zu ſolcher Bildung habe gelangen können? Sie verſetzte, mit einem allerliebſten, beinahe ſchalkhaften Lächeln vor ſich hinſehend: „Ich bin in einer ſchönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menſchen herrſchen und hauſen, und ob ich gleich als Kind mich wild und un-

bändig erwies, so war doch der Einfluß geistreicher Besitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Wesen tat eine fromme Erziehung, die ein gewisses Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, in göttlicher Liebe Wünschenswerten, in ihr entwickelte. Wir wanderten aus," fuhr sie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte Träne füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher in diese höchst tätige Gegend; das Haus, worin Sie mich finden, war von gleichgesinnten Menschen bewohnt: man nahm uns treulich auf, mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn, wir schienen bald zur Familie zu gehören.

In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein, und alles, was Sie mich nun gebieten sehen, habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art, die dem Geist

eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so sucht er es, nach und nach mir dasjenige mitzuteilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich, da ich in alles einging, hielt er nicht länger zurück, mir sein ganzes Geheimnis zu eröffnen, und es war wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt, welche den Menschen selbständig machen, und deren wahrhaftes Neigungsverhältnis nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen nur sonst von einander entfernt werden."

Ob ich gleich sie nicht starr ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Anteil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht: „Ich muß," sagte sie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntnis tun, und damit Sie meine Wohlredenheit, die manchmal etwas gekünstelt scheinen möchte, sich besser erklären können.

„Leider mußten wir beide uns vor den übrigen verstellen, und wenn wir gleich uns sehr hüteten, nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu sein, so waren wir es doch im feineren, indem wir den Versammlungen, zu

denen von allen Seiten her großer Zulauf ist, nicht beizuwohnen nirgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar manches gegen unsere Überzeugung hören mußten, so ließ er mich gar bald begreifen und einsehen, daß nicht alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergötzte der Gute sich dran, endlich beim Überdruß ward er ungeduldig, daß ich ihn zu beschwichtigen den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigen Wesen zu wiederholen wußte.

So wuchs unser Verhältnis zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie vermöglichen Ausübung desselben, war eigentlich, was uns vereinigte.

Die Eltern setzten unsere Verbindung stillschweigend voraus, und er fand keine Hindernisse, als er auf unsere Verlobung drang. Sie ward feierlich vollzogen, und

man ergriff die Gelegenheit, uns an den Bischof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit, die man uns wollte angemerkt haben, zu erinnern.

Lassen Sie mich nun einen Schleier über das Nächstfolgende werfen! Sein kostbares Leben, seine herrliche Gestalt war plötzlich zerstört; er wendete standhaft seine letzten Stunden dazu an, sich mit mir Trostlosen verbunden zu sehen und mir die Rechte an seinem Erbteil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und sich nun, im eigentlichen Sinne, verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüt dergestalt angegriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange fristeten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach, und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch sinnliche Kenntnis von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Tätigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbständigkeit in der größten Not und Abgesondertheit, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt hatte.

Doch darf ich nicht undankbar sein, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehilfe geblieben ist, der als Faktor alles das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Tätigkeit erscheint. Kommt er heut

abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbar Verhältnis mit ihm."

Ich hatte manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen vertraulichen Anteil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich hatte nicht vermieden, an dasjenige ganz nahe zu rühren, was noch nicht ganz ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimnis wäre ausgesprochen worden.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!" sie eilte voraus, und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte vor mich hin den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu, er sah mich starr, dann mit lebhafteren Augen an; seine Züge erheiterten sich, er versuchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend. „O Gott!" rief er, „der Junker Lenardo! er ist's, er ist es selbst!" Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen; er sank in den Stuhl zurück, die Tochter

eilte hinzu, ihm beizustehn; auch sie rief: „Er ist's! Sie sind es, Lenardo!"

Die jüngere Schwester war herbeigekommen; sie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: „Wie glücklich, glücklich! morgen sehen wir uns wieder!"

Der Freitag Abend war diesmal überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wohl sein konnte: der Faktor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt, er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde ein eigen Schiff nehmen und alles Ausgerichtete und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche, Jung und Alt, in Erwartung zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter, Suschen besonders, die ihm entgegen gegangen war, schien sehr übler Laune.

Sonnabend den 20.

Vertieft in Gedanken, zu denen mir eine fühlende Seele gar wunderlich folgen könne, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert; die Hausfrau — ich war sehr zufrieden, sie nicht als Witwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Türe,

erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sei heiter aufgewacht und eröffnete mit deutlichen Worten, daß er noch im Bette bleiben und sie nicht eher zu sehen wünsche als bis er sich recht gestärkt fühle, wozu er alle Hoffnung habe. Sie eröffnete mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sei für sie ein sehr beschäftigter Tag; und sie gab mir Rechenschaft davon.

„Es wird gewöhnlich eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig ist, und am Sonnabend nachmittag wird es zu Markte d. i. zum Fabrikanten getragen, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn zahlt. Seinerseits ist nun der Fabrikant bemühet, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches aufs zierlichste zu legen, die schönste, fehlerfreiste Seite oben fürs Auge zu bringen.

Beim Kaufmanne, der im großen handelt, werden nun die baumwollnen Tücher, welche er unter einander eingekauft hat, wie sie ihm zugebracht werden, erstlich sortiert nach ihrer verschiedenen Güte, nach verschiedenem Muster und Größe der Stücke (denn es gibt von 16 wie auch von 32 Ellen), sodann werden sie auf die Bleiche

gegeben. Das Bleichen erfordert etwa vier bis sechs Wochen Zeit; wenn das Bleichen geschehen ist, läßt man den Zeug der ganzen Länge nach und sorgfältig ausgebreitet zwischen zwei ehernen Walzen durchlaufen, wodurch er glatt und scheinbar dichter wird; alsdann ists zum Versenden oder vielmehr zum Gebrauch fertig."

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Ware ins Haus tragend, worunter ich auch die erblickte, welche unsern Schirrmeister beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmut: „Der Herr Schirrmeister sei bei ihnen und arbeite heute an ihrem leerstehenden Weberstuhl und habe ihr beim Abschied versichert: was er an ihm tue, solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen." Darauf ging sie, wie die übrigen, ins Haus, und ich konnte mich nicht enthalten, die liebe Wirtin zu fragen: „Ums Himmels willen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?" — „Es ist," versetzte sie, „der dritte, den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten, denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Statt sie mich aufnahmen, und der Name bleibt doch immer der schönste lebendigste Stellvertreter der Person." Darauf versetzte ich: „Ein vierter ist schon gefunden: ich würde Sie Gute-Schöne nennen, insofern es von mir abhinge." Sie machte

eine gar lieblich demütige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters mit der Freude, mich wiederzusehen, so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Schöne-Gute, doppelt und dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen, unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei schönstem Wetter durch merkwürdige Gegenden. Aber man überzeugt sich wohl, daß weder Fels noch Wald, noch Wasserstürz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, noch künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit haben abgewinnen können. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt; der Bote hatte ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen nichts leidiger vorkommt als eine leere, eine Teilnehmen heuchelnde Anteilnahme.

Am wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich mich der Garnträger gewiesen hatte, mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besonderen Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem

vielen Aufſchreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf ſich denn dieſer auch ſchon eingerichtet hatte und nur wartete, bis ich meine Schreibtafel hervorholen würde, nach welcher denn auch er endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Sonntag den 21.

Mittag war beinahe herbeigekommen, eh ich die Freundin wieder anſichtig werden konnte. Der Hausgottesdienſt, bei dem ſie mich nicht gegenwärtig wünſchte, war indeſſen gehalten; der Vater hatte demſelben beigewohnt und, die erbaulichſten Worte deutlich und vernehmlich ſprechend, alle Anweſenden und ſie ſelbſt bis zu den herzlichſten Tränen gerührt. „Es waren", ſagte ſie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; diesmal floſſen ſie aber ſo herzlich zuſammengeſchmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das geſchmolzene Metall in der Rinne hinfließen ſehen. Es war mir angſt und bange, er möchte ſich in dieſen Ergießungen aufzehren, er habe ſich jedoch ganz munter zu Bette führen laſſen; er wolle, ſagte er, ſich ſammeln und mich, ſobald er ſich ganz gefaßt, zu ſich rufen laſſen."

Nach Tiſche ward unſer Geſpräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden

als bemerken, daß mich etwas zurückhielt und daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, so wie es ihr nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermut, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte: seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich sei reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß es der Fall sei. „Ich habe," fuhr sie fort, „wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätig wußte, was es auch betragen konnte. Es ist aber eine Handelssorge, jedoch für die Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich: es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen und es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Erinnern Sie sich des Tals, das Sie durchwandert; wie viele dergleichen schlingen sich durchs Gebirg; das hübsche frohe Leben, das Sie dort gesehen, wovon Ihnen gestern die geputzte Menge all-

ſeits andringend das erfreulichſte Zeugnis gab; denken Sie das nach und nach zuſammenſinken, abſterben, die Öde, durch Jahre lang belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einſamkeit zurückfallend.

Hier bleibt mir nur ein doppelter Weg, einer ſo traurig wie der andere: entweder ſelbſt das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beſchleunigen, oder aufzubrechen, die Beſten und Würdigſten mit ſich fortzuziehen und ein günſtigeres Schickſal jenſeits der Meere zu ſuchen. Eins wie das andere hat ſein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns beſtimmen ſollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, ſelbſt Maſchinen zu errichten und die Nahrung der Menge an ſich zu reißen. Ich kann niemanden verdenken, daß er ſich für ſeinen eignen Nächſten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, ſollt' ich dieſe guten Menſchen plündern und ſie zuletzt arm und hilflos wandern ſehen; und wandern müſſen ſie früh oder ſpat. Sie ahnden, ſie wiſſen, ſie ſagen es, und niemand entſchließt ſich zu irgend einem heilſamen Schritte, und woher ſoll der Entſchluß kommen? wird er nicht jedermann eben ſo ſehr erſchwert als wie mir?

Mein Bräutigam war mit mir entſchloſſen zum Auswandern; er beſprach ſich mit mir über Mittel und Wege, ſich hier loszuwinden. Er ſah ſich nach den

Beſſeren um, die man um ſich verſammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an ſich heranziehen, mit ſich fortziehen könnte; wir ſehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, zu Gegenden, wo dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengeſetzten Falle: der redliche Gehilfe, der mir nach meines Gatten Tod geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundſchaftlich liebevoll anhänglich, er iſt ganz der entgegengeſetzten Meinung.

Ich muß Ihnen von ihm ſprechen, eh Sie ihn geſehen haben; lieber hätt' ich es nachher getan, weil die perſönliche Gegenwart gar manches Rätſel aufſchließt. Ohngefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, hatte er ſich als kleiner Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden gefeſſelt, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe geknüpft; ſie wuchſen zuſammen heran und hielten zuſammen, und doch waren es zwei ganz verſchiedene Naturen; der eine freigeſinnt und mitteilend, der andere in früherer Jugend gedrückt, an ſich haltend, den geringſten ergriffenen Beſitz feſthaltend, zwar frommer Natur, aber mehr an ſich als an andere denkend.

Ich weiß recht gut, daß er von den erſten Zeiten her ein Auge auf mich richtete; er durfte es wohl, denn ich

war ärmer als er; doch hielt er sich zurück, sobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Tätigkeit und Treue machte er sich bald zum Mitgenossen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unserer Auswanderung diesen hier einzusetzen und ihm das Zurückgelassene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode meines Gatten näherte er sich mir, und vor einiger Zeit verhielt er nicht, daß er sich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umstand ein, daß er sich von jeher gegen das Auswandern erklärte und daß er eifrig darauf treibt, wir sollen auch Maschinen anlegen. Seine Gründe freilich sind dringend, denn in unsern Gebirgen hauset ein Mann, der, wenn er unsere einfacheren Werkzeuge vernachlässigt, zusammengesetztere sich erbaut; in der Nachbarschaft ist er Geschirrmeister, der Mann, der alle unsere Werkstühle besorgt, einer wohlhabenden Familie anhänglich, und man darf wohl glauben, daß er im Sinne hat, von jenen steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehilfen ist nichts einzuwenden: denn schon ist gewissermaßen zu viel Zeit versäumt, und gewinnen jene den Vorrang, so müssen wir, und zwar mit Anstatten, doch das Gleiche tun. Dieses ist, was mich ängstigt und quält; das ist's, was Sie

mir, teuerſter Mann, als einen Schutzengel erſcheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröſtliches hierauf zu erwidern; der Fall war ſo verwickelt, daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Sie aber fuhr fort: „Ich muß noch mehr eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wunderlich erſcheint. Der junge Mann, dem ich perſönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten erſetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde" — ſie ſeufzte, indem ſie dies ſprach — „wird ſeit einiger Zeit entſchiedener, dringender, ſeine Vorträge ſind ſo liebevoll als verſtändig. Die Notwendigkeit, meine Hand ihm zu reichen, die Anklugheit, an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzig wahre Mittel der Selbſterhaltung zu verſäumen, ſind nicht zu widerlegen, und es ſcheint ihm mein Widerſtreben, meine Grille des Auswanderns ſo wenig mit meinem übrigen haushältiſchen Sinn übereinzuſtimmen, daß ich bei ſeinem letzten etwas heftigen Geſpräch die Vermutung bemerken konnte, meine Neigung müſſe wo anders gefeſſelt ſein." — Sie brachte das letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor ſich nieder.

Was mir bei dieſen Worten durch die Seele fuhr, denke jeder, und doch bei blitzesſchnell nachfahrender Überlegung mußt' ich fühlen, daß dieſes Wort die Verwirrung nur vermehren könnte. Doch fühlt' ich zugleich,

so vor ihr stehend, daß ich sie so lieb gewonnen hatte, um mit etwas weniger Vernunft ihr sogleich meine Hand anzubieten. Mag sie doch, dacht' ich, alles zurücklassen, wenn sie mir folgt! Aber die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollst du eine neue falsche Hoffnung hegen, um lebenslänglich daran zu büßen!

Wir hatten beide eine Zeit lang geschwiegen, als Suschen, die mich hatte herankommen sehen, vor sie trat, sich die Erlaubnis zu erbitten, auf dem nächsten Hammerwerke diesen Abend zuzubringen; sie erhielt es ohne Bedenken. Ich hatte mich indessen zusammengenommen und fing an im allgemeinen zu erzählen; wie ich auf meiner Reise das alles längst herankommen gesehen und wie Trieb und Notwendigkeit der Auswanderung sich jeden Tag vermehrte; doch bleibe ein solches Unternehmen immer das Gefährlichste. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe so viel Vorsicht und Leitung als ein solches. Dies war ihr nicht fremd; sie hatte viel über alle diese Verhältnisse gedacht; aber zuletzt sprach sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe Ihre Tage des Hierseins immer gehofft, durch vertrauliche Erzählung Trost zu gewinnen; aber ich fühle mich übler gestellt als vorher; ich fühle recht tief, wie unglücklich ich bin." Sie wendete den Blick nach mir, aber die aus den

ſchönen guten Augen berſtenden Tränen zu verbergen, wendete ſie ſich um und entfernte ſich einige Schritte.

Ich will mich nicht entſchuldigen, aber der Wunſch, dieſe herrliche Seele, wo nicht zu tröſten, doch zu zerſtreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wunderſamen Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu ſprechen, in die ich ſchon ſeit einiger Zeit getreten war. Ich war ſchon zu weit in meiner Erzählung, als daß ich hätte zurücktreten können, da ich gewahrte, wie unvorſichtig mein Vertrauen geweſen ſein mochte. Sie beruhigte ſich, ſtaunte, erheiterte und entfaltete ihr ganzes Weſen und fragte mit ſolcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen konnte, daß ich ihr alles bekennen mußte.

Dorchen trat vor mich: wir ſollten zum Vater kommen! Sie ſchien ſehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden ſagte die Schöne-Gute: „Suschen hat Urlaub für heut abend, beſorge du die Geſchäfte.“ — „Ihr hättet ihr nicht geben ſollen,“ verſetzte Dorchen, „ſie ſtiftet nichts Gutes; Ihr ſeht dem Schalk mehr nach, als billig, vertraut Ihr mehr als recht. Erſt jetzt erfahr' ich, ſie hat ihm geſtern einen Brief geſchrieben; euer Geſpräch hat ſie behorcht, jetzt geht ſie ihm entgegen.“

Ein Kind, das indeſſen beim Vater geblieben war, bat mich, zu eilen, der gute Mann ſei unruhig. Wir traten

hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette. „Kinder," sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgesängen Davids ist mir unberührt geblieben, und ich füge hinzu, aus eignem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe? da muß er handeln und sich helfen; in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen." Er faßte Lenardos Hand und so die Hand der Tochter, er legte beide ineinander: „Das soll", sagte er, „kein irdisches, das soll ein himmlisches Band sein; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig und rein, wie euch Gott helfe." Wie er dies gesagt, sank er nieder mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte neben dem Bett nieder, Lenardo neben sie; ihre Wangen berührten sich und ihre Tränen vermischten sich auf seiner Hand.

Der Gehilfe rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über die Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: „Er ist tot; in dem Augenblick, da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, des Wesens, das ich nächst Gott am meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz, das den Wert meiner Neigung fühlen könnte.

Für mich ist sie verloren, sie kniet neben einem andern! Hat er euch eingesegnet? gesteht's nur!"

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden. Leonardo hatte sich erhoben und erholt; sie sprach: „Ich erkenn' Euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt Ihr doch, wie ich Euch danke, wie ich von Euch denke."

„Von Dankbarkeit und Denken ist hier die Rede nicht," versetzte jener gefaßt, „hier handelt sich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieser fremde Mann macht mich besorgt; wie ich ihn ansehe, getrau' ich mich nicht, ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu lösen vermag ich nicht."

„Wie du wieder in dich selbst zurücktreten kannst," sagte die Gute, schöner als je, „wenn mit dir zu sprechen ist wie sonst und immer, so will ich dir sagen, dir beteuren bei den irdischen Resten meines verklärten Vaters, daß ich zu diesem Herrn und Freund kein ander Verhältnis habe, als das du kennen, billigen und teilen kannst, und dessen du dich erfreuen mußt."

Leonardo zitterte bis tief ins Innerste; alle drei standen still, stumm und nachdenkend eine Weile; der Jüngling nahm zuerst das Wort und sagte: „Der Augenblick ist von zu großer Bedeutung, als daß er nicht entscheidend

ſein ſollte. Es iſt nicht aus dem Stegreif, was ich ſpreche; ich habe Zeit gehabt, zu denken; alſo vernehmt: die Urſache, deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung, dir zu folgen, wenn du aus Not oder Grille wandern würdeſt. Hier alſo erklär' ich feierlich vor dieſem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hindernis in den Weg legen, vielmehr es befördern und dir überallhin folgen will. Gegen dieſe mir nicht abgenötigte, ſondern nur durch die ſeltſamſten Umſtände beſchleunigte Erklärung verlang' ich aber im Augenblick deine Hand." Er reichte ſie hin, ſtand feſt und ſicher da; die beiden andern wichen überraſcht, unwillkürlich zurück.

„Es iſt ausgeſprochen," ſagte der Jüngling, ruhig, mit einer gewiſſen frommen Hoheit, „das ſollte geſchehen, es iſt zu unſer aller Beſtem, Gott hat es gewollt; aber damit du nicht denkſt, es ſei Übereilung und Grille, ſo wiſſe nur, ich hatte dir zu lieb auf Berg und Felſen Verzicht getan und eben jetzt in der Stadt alles eingeleitet, um nach deinem Willen zu leben. Jetzt geh' ich allein, du wirſt mir die Mittel dazu nicht verſagen; du behältſt noch immer genug übrig, um es hier zu verlieren, wie du fürchteſt, und wie du recht haſt zu fürchten. Wie ich mich endlich auch überzeugt: der künſtliche, werktätige Schelm hat ſich ins obere Tal

gewendet, dort legt er Maschinen an; du wirst sie bald alle Nahrung an sich ziehen sehen; vielleicht rufst du, und leider nur zu bald, den treuen Freund zurück, den du vertreibst."

Peinlicher haben nicht leicht drei Menschen gegeneinander über gestanden, alle zusammen in Furcht, sich einander zu verlieren, und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Leidenschaftlich entschlossen stürzte der Jüngling zur Türe hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Brust hatte die Schöne-Gute ihre Hand gelegt: „In die Nähe soll man nicht hoffen," rief sie aus; „aber in die Ferne: das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott und uns selbst, so wird sich's fügen."

Ausklang

Mit der Vertröstung auf eine ferne Zeit schließt „Das nußbraune Mädchen". Erst im Januar 1829 entrückt der Roman auch Nachodine-Susanne in Makariens Reich. Freilich schon seit der Einführung dieser siderischen Erscheinung — aber auch das geschah nicht vor 1828 — wird sie mit der Tante Lenardos identifiziert.

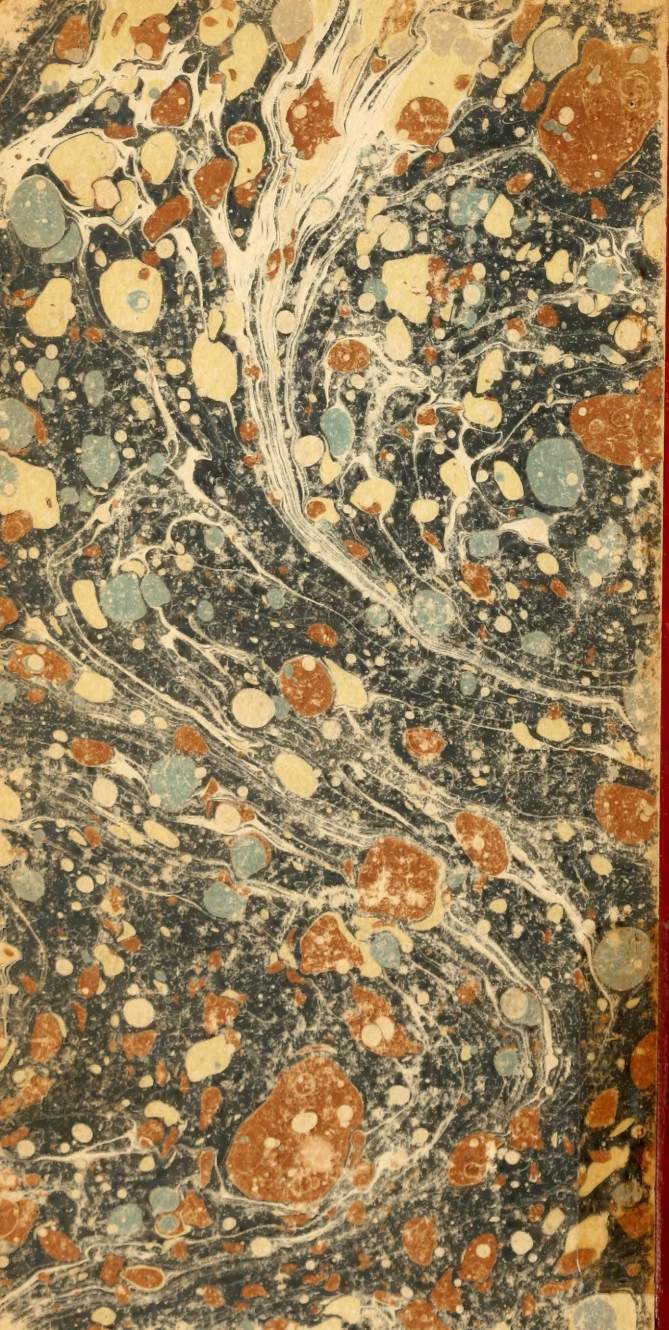
Für den aufmerksamen Leser bedarf es keiner Frage, daß die 1807 geschaffene Einleitung in Briefen bei dieser Tante an alles eher als an ein wunderreiches, höheres Wesen denkt. Die Tante bekennt sich von ihrer „inkorrigiblen Neigung" zum Neffen, von ihrem „Leiden" und von der „Bequemlichkeit" geleitet; außer tantenhafter Nachsicht und Gutmütigkeit spielt wirklich nur ihr Kopfweh — dies als Hindernis ihrer Betätigung — eine Rolle. Am wenigsten stimmt der joviale Ton, den die Nichten gegen die gutmütige Tante anschlagen, zu der heiligen Ehrfurcht vor Makarie.

Suchen wir die wurzelechte Entwicklungslinie der Novelle, so liegt sie einmal schon im Schluß der „Pilgernden

Törin" angedeutet: „Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden." Unzweideutig sucht Lenardo in der Botschaft an sie wie der Pilgerfahrt zu ihr nichts als Beruhigung seines Gewissens.

Freilich bedenkt bereits Wilhelm: „Wer weiß, unter welchen seltsamen Formen die Neigung sich bei uns einschleicht, dem muß es bange werden, wenn er voraussieht, ein Freund könne dasjenige wünschen, was ihm in seinen Zuständen, seinen Verhältnissen notwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte." Auch damit wäre einer durchbrechenden Neigung Lenardos ein tragisches Prognostikon gestellt. So halten Lenardo die Leiden vergangener Jahre zurück, seine aufkeimende Neigung zu bekennen. So legt der sterbende Vater des Mädchens ihre Hände mit dem frommen Segen ineinander: „Das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band sein; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander!" So beteuert die Schöne-Gute bald dem Gehilfen bei den irdischen Resten ihres inzwischen verklärten Vaters: „daß ich zu diesem Herrn und Freunde kein ander Verhältnis habe, als das du kennen, billigen und teilen kannst, und dessen du dich erfreuen mußt."

Ähnlich wie im „Mann von funfzig Jahren" erscheint

es als ſittliche Pflicht oder doch als Herzenstakt, eine Neigung zurückzuhalten, die hier, aus Reue erwachſen, ſich um die Ruinen fremden Glückes und über den ſchwankenden Boden eigner Sorge rankt. Soweit ſich vorſchauen läßt, werden Lenardo und Suſanne entſagen und mit dem Wanderbund wandern.

Unter dem Geſetz der Entwicklung, dem Zwang der Zeit, nimmt die Entſagung eine wirtſchaftliche Richtung, wird zum Programm der ſozialen Zukunft: unter Selbſtbeſchränkung raſtloſe Arbeit für die Geſamtheit.